VERMISCHTE ANEKDOTEN

Wenn John Milton bei der Lektüre von Werken anderer Schriftsteller eine Bemerkung oder einen Gedanken las, dessen Wortlaut auch in seinen Schriften schon zum Abdruck gekommen war, so rieb er sich freudic die Hände und rief aus:

"Da finde ich doch wieder einmal eines von meinen Kindern, das sein Glück gemacht hat."

*

Graf Légur las, als er einst in Russland war, dem Fürsten Potemkin eines seiner neuesten Stücke vor, ein Trauerspiel, in welchem jede Verwicklung, jedes treibende Moment der Handlung, und auch das tragische Ende durch Briefe herbeigeführt werden.

Der Graf war nicht wenig stolz auf seine neue "Technik" und erwartete von dem Fürsten anerkennende Worte. Der aber fragte nur lakonisch:

"Da ist wohl Posttag, Herr Graf?"

*

Im Jahre 188.., als Adelina Patti nicht nur eine bezaubernde Sängerin, sondern ein ganz reizendes Mädchen in der ersten Blüte der Schönheit war, gehörte zu ihren eifrigsten Verehrern Hector Berlioz. Eines Abends bat ihn die Patti, ihr etwas in ihr Album zu schreiben. "Zwei Zeilen bloss, nur zwei Worte!" bat die liebreizende Sängerin mit den schmeichelndsten Worten. Und als Berlioz noch immer zögerte, sagte sie: "Ich mache Ihnen einen Vorschlag Wenn Sie meinen Wunsch erfüllen, bekommen Sie einen Kuss von mir und eine Pastete von meinem Koch, was, wie Sie wissen, auch nicht zu verachten ist." Da konnte Berlioz nicht mehr widerstehen. Er ergriff eine Feder und schrieb auf ein Blatt des Albums "Oportet pati" (zu deutsch "Man muss dulden". — "Aber was heisst denn dies?" fragte die Diva sehr indigniert. — "Das ist Küchenlatein", erwiderte Berlioz mit schalkhaftem Lächeln, "und heisst 'Bringe die Pastete'!"

*

Als Heinrich Heine in Paris eines Tages vom Lesekabinett heimkehrte und die vier Treppen zu seiner Wohnung im Faubourg Poissonniere hinaufkam, empfing ihn an der Türe seine Frau und bemerkte im Tone des Vorwurfs, ein ganz alter Herr sei dagewesen: sie habe ihn sehr bedauert, dass er ganz umsonst so hoch habe steigen müssen. Heine besah sich die Visitenkarte und meinte dann:

"Tröste dich, mein Kind; der Mann ist schon höher gestiegen als zu uns" — Er hielt die Karte Alexander von Humboldts in der Hand.

*

Boieldieu hatte jederzeit freien Eintritt in alle Theater; er machte davon aber fast nie Gebrauch Eines Tages nun erzählte man ihm, dass der Orchesterdirigent des Vaudeville-Theaters, ein Herr Doche, ein Motiv aus einem seiner Werke sehr geistvoll verwendet habe, und man bat ihn, hinzugehen und den jungen Musiker lebend aufzumuntern.

Boieldieu, der stets mit Freude eine gute Tat vollbrachte begab sich ins Vaudeville-Theater. Zu dem Billetteur sagte er: "Ich glaube, hier freien Eintritt zu haben, ich heisse Boieldieu" — "Mein Herr", antwortete dieser trocken "Herr Boieldieu hat in der Tat freien Eintritt, er kommt sehr haufig, in diesem Augenblick sitzt er bereits in seiner Loge" — "Oh, sehr gut", erwiderte lächelnd der Komponist, "so gibt es eben zwei Boieldieus! Ich werde mein Billett bezahlen."

Boieldieu ging zur Logenschliesserin, fragte diese, ob sie Herrn Boieldieu kenne. Man zeigte ihm einen kleinen Mann, schon bejahrt, den er als einen Beamten des Kriegsministeriums erkannte, in dessen Gegenwart er sich einmal gerühmt hatte, dass er von seinem freien Eintritt in die Theater niemals Gebrauch mache. Gegen Beendigung des Stückes trat Boieldieu an den jungen Dirigenten heran und machte ihm einige schmeichelhafte Komplimente, sodann ging er an dem Platz des falschen Boieldieu vorbei und sagte zu diesem leise und gutmütig:

"Lieber Herr, beunruhigen Sie sich nicht, mich hier zu sehen, ich werde vielleicht nie mehr herkommen; aber, so ich je wieder kommen sollte, wird dies inkognito geschehen, und ich werde dann wie heute meinen Platz bezahlen."

Der unglückliche Beamte war nicht wenig bestürzt, als er den berühmten Komponisten erkannte, von dessen Platz er schon so lange unrechterweise Gebrauch machte, was ihn freilich nicht hinderte, denselben Platz an den folgenden Tagen wieder einzunehmen.

Boieldieu aber sagte zu seiner Frau, als er nach Hause gekommen war: "Ich bin stolzer als Titus, ich habe heute zwei Menschen glücklich gemacht. Ich habe einen jungen, talentvollen Musiker vor Freude weinen machen, und ich habe einem armen, alten Junggesellen den freien Eintritt zum Vaudeville-Theater erhalten, der nicht weiss, wie er seine Abende herumbringen soll."

*

Der bekannte Naturwissenschaftler und Forschungsreisende Thomas Pennant, dessen Bücher ungeheuren Beifall fanden, war ein merkwürdiger Sonderling, der sich vor allem gar nicht beherrschen konnte Er war von einer nicht alltäglichen Antipathie gegen Perükken besessen, und so oft er jemand mit einer Perücke sah, trug er stärkstes Verlangen, diese dem Träger vom Kopfe zu reissen.

Er speiste einmal zu Chester mit einem Offizier, der eine Perücke trug Ein Freund Pennants, der mit von der Gesellschaft war, setzte sich vorsätzlich absichtlich zwischen Pennant und den Offizier. Zunächst gelang es Pennant auch, seinen Widerwillen zu unterdrücken, und lediglich an seinen ungezogenen Antworten spürte man, dass etwas nicht in Ordnung sei Mitten im Essen jedoch konnte Pennant sich nicht mehr beherrschen, er starrte den Offizier einige Minuten wortlos an, sprang dann rasch auf, riss diesem die Perücke vom Kopf und schleuderte sie in die glühenden Kohlen des Kamins.

Der Offizier sprang ebenfalls in die Höhe und griff nach seinem Degen; Pennant aber lief schnurstracks aus dem Zimmer und auf die Strasse. Der kahlköpfige Offizier verfolgte ihn zornbebend mit blossem Degen. Pennant aber, der den Ort gut kannte, entkam durch eine Seitengasse dem Verfolger, den die Freunde dann beruhigten.

In England jedoch sprach man noch lange von dieser Flucht unter der Spitzmarke "Pennants Reise durch Chester".

*

Leopold II., dem König von Belgien, hat man lange Zeit sehr enge Beziehungen zu der französischen Tänzerin Cléo de Mérode nachgesagt, die mehr dadurch als durch ihre Kunst sich einen Namen machte.

Erst später wurde bekannt, dass die Tänzerin aber nur dazu diente, um den Aufenthalt Leoolds II. in Paris im Jahre 1900 zu rechtfertigen, der politischen Hintergrund hatte. Es ging damals um den Sudan. Aegypten hatte ihn aufgegeben. England wollte das Rennen machen. Frankreich, Belgien und Abessinien wünschten das gleiche.

Leopold II. suchte nun Verständigung mit Frankreich zu gemeinsamem Vorgehen. Wäre der Aussenminister Hanotaux nach Brüssel gekommen, hätte man in London Lunte gerochen. Aber auch Leopolds Aufenthalt in Paris musste den Anschein eines ganz anderen Zweckes bekommen. So liess er sich Cléo de Mérode gleich am ersten Abend seines Aufenthaltes vorstellen, zeigte sich dauernd mit ihr, machte ihr den Hof und verschwand nur aus der Loge, um hinter die Kulissen zu gehen.

Oft aber war dies "Hinter den Kulissen" das Arbeitszimmer Hanotaux'.

*

Von Max Pallenberg erzählt man aber höchst charakteristische — folgende — sicherlich erfundene, Anekdote:

Bei Pallenbergs Kollegen Max Adalbert klingelt das Telephon: "Hallo?"

Pallenberg: "Hier Pallenberg. Wer dort?"

Adalbert: "Hier ist der grösste Komiker der Welt."

Pallenberg: "Dann bin ich falsch verbunden."

*

Der Pianist Moritz Rosenthal konnte sich mit der ganz modernen Richtung in der Musik nicht recht abfinden. Als man ihn einmal nach seiner Meinung fragte, polterte er heraus:

"Diese Herren schreiben einen vollkommenen Stiefel, an dem nur der Verleger den Mangel eines Absatzes bemerkt."

*

Moritz Rosenthal hatte eine recht spitze Zunge. Er hatte einmal zwei Pianisten miteinander zu vergleichen.

"Der eine", sagte er, "erschöpft den Inhalt des Stückes, der andere das Publikum. Bei dem einen sind alle Sitze vergriffen, bei dem anderen sämtliche Tempi."

*

Einst betrat Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, den Vorsaal eines Ballsaales, in dem die erlesenste Gesellschaft versammelt ist. Etwa ein Dutzend Ladies, alle im Gespräch, stehen umher — sie sind sämtlich reichlich dekolletiert. In fingiertem Schrecken eilt Beaconsfield zur Ausgangstüre, mehrere Male ausrufend:

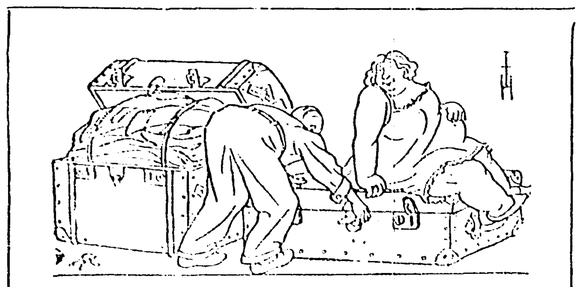
"Ach, dieser Irrtum, ich bitte um Entschuldigung, welch ein Versehen!" Die Dame des Hauses eilt ihm nach: "Aber bitte, Mylord, was ist denn geschehen?" — "Ich wollte in den Ballsaal. O welch peinlicher Irrtum!" — "Aber Sie sind a im Ballsaal — wo glaubten Sie denn zu sein?" Disraeli warf einen verschämten Blick auf die "Corsage" und flüsterte schmunzelnd: "Ich glaubte, in der Damengarderobe."

*

Einer der bekanntesten Aerzte in Paris war Dr. Martiny. Eines Abends, als es schon sehr spät war, und der Arzt müde und abgespannt von seinen Krankenbesuchen nach Hause kam, schellte es noch einmal an seiner Glocke, und er wurde zu einem alten Mann gerufen, der plötzlich sehr krank geworden war. Dr. Martiny folgte, obwohl er sich schon zur Ruhe legen wollte, dem Boten Er fand den Kranken in einem höchst bedenklichen Zustand; er untersuchte ihn aufs genaueste und bat dann um Feder, Tinte und Papier, um ein Rezept zu schreiben. Man führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er auf dem Schreibtisch all das Benötigte fand. Er setzte sich an dem Tisch nieder, die Müdigkeit übermannte ihn, und er schlief ein.

Kurze Zeit danach verfiel der Kranke in Krämpfe und starb. Die Bestürzung im Hause war so gross, dass man darob des Arztes vergass, und ein weitlaufiger Verwandter des Verstorbenen, der als Haupterbe eingesetzt war, schickte sofort nach dem Gericht, damit alles versiegelt würde.

Es kamen auch noch in der Nacht die Gerichtspersonen und versiegelten die Hinterlassenschaften des Toten. Vor allem sein Arbeitszimmer in dem Dr. Martiny schlief. Als dieser nun nach einigen Stunden erwachte, war Mitternacht längst vorüber, und der Arzt wollte leise aus dem Zimmer gehen. Er war nicht wenig verwundert, als er das Zimmer verschlossen fand. Schliesslich entschloss er sich, zu klopfen. Dann rief er sogar aus Leibeskräften. Niemand hörte ihn Erst am Morgen konnte er sich bemerkbar machen, und dann musste man noch warten, bis wieder eine Gerichtsperson die Siegel löste, damit man den eingesperrten und eingesiegelten Arzt freilassen konnte.



„Nein, du darfst keine Abmagerungskur machen. Wie sollen wir unsere Koffer zukriegen?"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 27. Januar — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1502 XL. Jahrg.

DIE SEEFAHRER

Von Georg Heym

Die Stirnen der Länder, rot und edel wie Kronen,
Sahen wir schwinden dahin im versinkenden Tag.
Und die rauschenden Kränze der Wälder tronen
Unter des Feuers dröhnendem Flügelschlag.

Die zerflackernden Bäume mit Trauer zu schwärzen,
Brauste ein Sturm, sie verbrannten wie Blut,
Untergehend, schon fern. Wie über sterbenden Herzen
Einmal noch hebt sich der Liebe verlodernde Glut.

Aber wir trieben dahin, hinaus in den Abend der Meere.
Unsere Hände brannten wie Kerzen an.
Und wir sahen die Adern darin, und das schwere
Blut vor der Sonne, das dumpf in den Fingern zerrann.

Nacht begann. Einer weinte im Dunkel, wir schwammen
Trostlos mit schrägem Segel ins Weite hinaus.
Aber wir standen am Borde im Schweigen beisammen,
In das Finstre zu starren. Und das Licht ging uns aus.

Eine Wolke nur stand in den Wellen noch lange,
Ehe die Nacht begann in dem ewigen Raum,
Purpurn schwebend im All, wie mit schönem Gesange
Ueber den klingenden Gründen der Seele ein Traum.

AFROAMERIKANISCHE MUSIK

VON P. WALTER JACOB

Eine der ersten Titelzeichnungen des 1933 gleichgeschalteten Münchner "Simplizissimus" verherrlichte die "Säuberung" des Musikhimmels durch Johann Strauss. Da sah man die legenden- und anekdotenumwobene Figur des "Walzerkönigs", wie er die Geige strich, wie sein Spiel die Menschen zum Rundtanz, zum echt "teutschen" Walzer animierte, und wie allerlei trompetendes, saxophon- und jazzspielendes "Niggervolk" erschreckt und verstört kopfüber aus dem Walzerhimmel fiel. — Welch "sinniges", welch "gemütvolles" und welch wunderbar — verlogenes Bild! Vergessen, dass der Walzer einst ein revolutionärer Tanz war, vergessen, dass seine Weltherrschaft nach mehr als einem Jahrhundert von einer neuen, mit der gleichen revolutionären Wucht vordringenden Tanzmusik abgelöst wurde, vergessen, dass stärker als jede andere Musik die des "Gesellschafts"-, des Gemeinschaftstanzes ganz und gar zeitgebunden ist, aus den soziologischen und allgemein geschichtlichen Grundlagen und Entwicklungen jeder Epoche neu erwächst! Begabte Zeichner und Karikaturisten wie Thöny, Gulbransson und Genossen gaben sich dazu her, das fade, sinnlose Nazi-"Kultur"-Geschwätz zu illustrieren, den gleichen Blödsinn, den sie bis dato mit ihrer Feder und ihrem Pinsel in aller nur denkbaren Schärfe kritisiert und karikiert hatten, zu verherrlichen: Der Walzer, das war der "brave", der "erlaubte", der "ordentliche" und deswegen — nach ach so "revolutionärer" Nazilogik — auch der "zukünftige" Tanz; der "Jazz" dagegen war die "Degeneration", die "Unmusik", der "Niedergang", die "Rebellion" gegen alles "Heilige", "Unantastbare" . . . kurz, im Jazz gab sich angeblich alles Niedrige, Gemeine, Hässliche und deswegen Unerlaubte und Verabscheuenswerte ein teuflisch-jüdisches Stelldichein!

War sich trotz Nazi-Lautsprechern, Wahnsinnsausbrüchen des Propaganda-Zwergs und der Verblödungs-Aktionen aller Schrifttums- und Musikbonzen noch einen klaren, unverwirrten Kopf erhalten hatte, wusste, dass genau das Gegenteil der Wahrheit entsprach: der Walzer war einer der bürgerlichen Revolutionstänze gegen die Vor- und Alleinherrschaft des mittelalterlichen, höfischen Menuetts; als solcher hatte er sich — explosiv in Frankreich, in etwas ruhigerer, aber auch schwieriger Progression in Oesterreich — durchgesetzt. Er war der wildeste, in seiner Rundbewegung revolutionärste aller überhaupt denkbaren Tänze, eines jener Bewegungsspiele, in denen der Tänzer oder das tanzende Paar, um den Rausch seiner Drehung ganz zu erleben, die Selbstbeherrschung, das Gleichgewichtsbewusstsein verlieren muss. Gerade deshalb war er beim "ancien régime" als "sittenlos" verpönt, ja verhasst und mit fast den gleichen Schimpfnamen belegt worden, die man von Naziseite jetzt gegen den "Jazz", die "negroide Verfallsmusik", anführte.

Aber trotz allen Aechtungen und Beschimpfungen hatte sich der Walzer, der Tanz der Bourgeoisie, mit der Kraft eines Naturereignisses durchgesetzt, und ein Jahrhundert lang hatte das Bürgertum — nicht nur in Oesterreich, sondern in der ganzen Welt — "gewalzt", Feste gefeiert mit dieser Dreivierteltakt-Apotheose, mit diesem hymnisch-rhythmischen Rausch der als einzig "wertbeständiges" Phänomen über Gründerjahre und Börsenkatastrophen, über Konjunkturen und Krisen hinwegdauerte. Wie stark, von welcher naturgewaltigen, unwiderstehlichen Kraft getragen, musste eine neue Tanz- und Musikart sein, um diesen nun arrivierten, von der ganzen zivilisierten Welt als "Tanz der Bourgeoisie" anerkannten Walzer zu entthronen und abzulösen! Sie war so stark, so unbesieglich und unaufhaltsam, dass nicht einmal innerhalb der Reichsgrenzen der Sud der Nazi-Propaganda ihr etwas anhaben konnte. Denn wie entwickelte sich die "Reinigung des Musikhimmels vom Jazz" im gelobten "Dritten Reich"?

Zunächst einmal wurden alle fortschrittlichen Musiker ausser Landes gejagt, die die "Unverschämtheit" besessen hatten, nicht weltfremd und künstlerisch impotent rückwärts in die goldenen Gefilde der längst vergangenen und nur noch in schwachen Epigonen-Versuchen künstlich am Leben gehaltenen Romantik zu blicken, sondern die die Zeichen und die Musik der Zeit erkannt hatten, und die Elemente jener neuen Jazz-Musik, die mit den siegreichen amerikanischen Heeren seit 1918 nach Europa kam, in ihre Kunstmusik mutig aufnahmen und gestalteten — mit dem gleichen Mut, mit dem einst Mozart, Beethoven und ihre Zeitgenossen den "gefährlichen" Walzer in ihren "deutschen Tänzen" verewigt hatten!

Vielleicht erinnert man sich noch an die wütenden, mit Pogromdrohungen gespickten Artikel, die die "völkische" Hetzpresse dem sofort im März 1933 entlassenen, langjährigen und verdienten Direktor des Frankfurter Hoch'schen Konservatoriums nachsandte: dieser Mann, Prof. Bernhard Sekles, war aus zweierlei Gründen des "Berufstodes" würdig; einmal war er Jude, zum anderen hatte er an der von ihm geleiteten Frankfurter Musikhochschule eine Jazz-Klasse eingerichtet. Dabei ging er von der durchaus richtigen und vernünftigen Meinung aus, es sei wichtig, jene von so vielen als "gefährlich" verschrieene Musik, die eine Schöpfung der Afro-Amerikaner, der schwarzen Bevölkerungsteile Amerikas war, und die durch die Werke Debussys, Strawinskys, Milhauds, Kreneks, Hindemiths, Weills und eines guten Dutzend anderer "seriöser" Musiker längst in die europäische Kunstmusik eingedrungen war, vor allen Dingen einmal zu kennen, sie der studierenden Jugend von ernsten Erforschern der Materie darstellen und sie lehren zu lassen. Dieses vernünftige Bestreben wurde von den Ignoranten der Reichsmusikkammer selbstverständlich als "Sakrileg" gewertet, und nachdem Weltberühmtheiten der deutschen Musik wie Richard Strauss und Wilhelm Furtwängler ihre Namen unter die Musikkammer-Dekrete des braunen Propaganda-Mephistos setzten, war es nur zu verständlich, dass die Münchner "Simplizissimus"-Leute in dem allgemeinen Gleichschaltungs-Wettlauf nicht die letzten sein wollten und mit ihrer jazzfeindlichen Titelseite sich als "treue Diener" ihrer neuen braunen Herren zum Stiefellecken meldeten. Dass die ganze "Vernichtungsschlacht" gegen die als "negroid", "jüdisch" und weiss der Teufel als was noch alles beschimpfte Jazzmusik sehr bald und auf recht seltsame Art gestoppt wurde, war schliesslich nicht ihre Schuld.

Es geschah nämlich einige Monate nach der "nationalen Erhebung", schon folgendes: in allen deutschen Radiosendern wurde eines schönen Tages die Belegschaft oder — wie es auf naziotisch heisst — die "Betriebs-Gefolgschaft" vom "Betriebs-Führer" zum Appell befohlen. Den gehorsam lauschenden Mannen wurde mitgeteilt, dass nunmehr die "rassenschänderische" Neger-Jazz-Musik ein- für allemal aus den deutschen Sendeprogrammen und aus der deutschen Musikübung überhaupt ausgemerzt sei, dass von nun an die neue "deutsche Tanzmusik" an ihre Stelle trete. —

Nach allem voraufgegangenen Anti-Jazz-Gebell der Nazibonzen wurde diese Verlautbarung als etwas Selbstverständliches hingenommen.

Wer aber schildert das Erstaunen nicht nur der im deutschen reglementierten Musikbetrieb Tätigen, sondern das aller Radiohörer in allen fünf Erdteilen, als die mit Spannung erwartete "neue deutsche Tanzmusik" erklang und sich als nichts anderes als die gute längst bekannte und bewährte Jazzmusik entpuppte, die plötzlich von der verdammenswerten "negroiden Schmach" zur reinrassig "deutschen Tonkunst" avanciert war? — Jahrelang konnte man jetzt von den deutschen Sendern Jazzmusik, wie sie nach wie vor im Dritten Reich allüberall an Tanz- und Unterhaltungsstätten gespielt wurde, hören, nur segelte sie unter falschem, betrügerischem Etikett!

Ein besonders schimpflicher und gemeiner brauner Falschspielertrick, und doch durchaus in der allgemeinen "Linie" der Nazi-"Kulturpolitik" liegend! Denn verhielt man sich in den Gefilden der klassischen Literatur und Musik etwa anders? In jeder Wahlrede, bei jedem kleinen Betriebs-Appell verfluchte und beschimpfte man die Aera und die Weltanschauung des Liberalismus; aber die Früchte dieser "verderblichen Dekadenz-Aera", die Werke der grossen Klassiker der deutschen Musik, die schickte man als "Kulturpropaganda des Dritten Reiches" mit Herrn Furtwängler ins applaudierende Ausland. Von Gluck bis Mozart und von Haydn bis Beethoven, die gesamte deutsche musikalische Klassik ist nur aus den Tendenzen der Enzyklopädisten, der Aufklärer der französischen Revolutionsära zu erklären und zu verstehen, ebenso wie das Werk Goethes und Schillers ohne ihre französischen "liberalistischen" Vorläufer und Zeitgenossen nicht hätte geschaffen werden können. Hätten die "Kulturpolitiker" des Dritten Reichs auch nur einen Funken Ehrlichkeit besessen, sie hätten als erstes die Neunte Symphonie Beethovens, den Welt- und Menschheitsverbrüderungs-Sang zum Schillerschen Text verbieten müssen. Ein flammenderes Zeugnis gegen alle Rassenlehren, gegen allen Totalitarismus, ein ergreifenderes Bekenntnis zur Demokratie im höchsten, heute und nie anzweifelbaren Sinne gibt es im Bereich des Künstlerischen nicht.

Die Nazis haben diese Frucht der "verderblichen liberalistischen Aera" nicht nur nicht verboten, sondern sie haben sie als Kulturpropaganda für ihr totalitäres System missbraucht. Man hatte nichts Neues und Eigenes an die Stelle der verlästerten "liberalistischen Kunst" zu setzen, so stahl man sie eben für seine Zwecke, denn bei einer Aufführung der Neunten in Salzburg, in Paris, in London konnte auch der grösste Nazigegner die Sendboten Hitlers nicht auspfeifen, sondern er beugte sich vor dem Werk, der Grösse eines ganz anderen, weltumspannenden Deutschtums, das die Goebbels-Propaganda für ihre niedrigen Zwecke beschlagnahmt und usurpiert hatte. — Allerdings, die Werke Beethovens konnte man nicht mit "neuem Etikett" versehen, dieser Trick glückte nur innerhalb der Reichsgrenzen, etwa im neuen deutschen Schul-Liederbuch, in dem man Heine-Verse mit dem Vermerk "Dichter unbekannt" versah, oder bei der Jazz-Musik, die man nach innen — in leicht-gemässigter und verwässerter Ausgabe — als "neue deutsche Tanzmusik" umfrisierte, während das radiohörende Ausland glauben konnte, auf diesem Gebiet sei "alles beim alten geblieben", und im Bereich der Musik "sei es eben überhaupt nicht so schlimm" . . .

Wie aber steht es denn nun um die afroamerikanische Musik? Ist sie wirklich ein musikalisches Gebiet, das den Streit der Meinungen lohnt? Ist sie nicht nur ein Nebenzweig, der früher oder später wieder verschwinden wird? Oder ist an dem Geschrei der Nazis (selbst wenn sie selber diese Musik unter verlogenen und bewusst gefälschten Klassifizierungen wieder in ihren Musikbetrieb einschwindeln) etwas Wahres, dass diese Musik nämlich eine "Bedrohung" der bisherigen, der europäischen Musik darstelle?

In den Auslagen der hiesigen Buch- und Musikalienläden ist zur Zeit eine Neuerscheinung zu finden, die mit ihrem schwarz-gelb-weissen Umschlagblatt besonders ins Auge springt: "Panorama de la Música Afro-americana" von Nestor R. Ortiz Oderigo (300 Seiten, illustriert, Verlag Claridad). Der Autor, ein junger bonaerenser Musik- und vor allem Jazz-Kritiker, Mitarbeiter angesehener Tageszeitungen und Musikzeitschriften, Uebersetzer und Bearbeiter vieler moderner Musikbücher, gibt in dieser umfangreichen und ernsten Arbeit eine anschauliche und ausführliche Studie der Negermusik des amerikanischen Kontinents. Historisch, literarisch und musikalisch untersucht er die Entwicklung, die besondere Art und den Wert dieser afroamerikanischen Kunst, die in den letzten dreissig Jahren einen derart ausschlaggebenden Einfluss auf die Tanz- und Gebrauchsmusik (Filmmusik!), aber auch auf die Kunstmusik der ganzen Welt gewonnen hat.

Ausgehend von der Betrachtung des authentischen traditionellen Liedgutes der amerikanischen Neger, die religiösen Gesänge ("negro spirituals"), die Arbeitslieder, Balladen, "shouts" und "blues" einzeln behandelnd, besonderen Wert auch auf die literarisch-dichterischen Werte der Textvorlagen legend, geht Ortiz Oderigo dann zu den "minstrel shows" und der "populären" nordamerikanischen Neger-Musik über (d. h. also zu jenem Teil der afroamerikanischen Musik, die das autochthone Melodiengut popularisiert, mit europäisch-amerikanischem Harmonie-Empfinden bearbeitet und mischt), um schliesslich eingehend die Rolle der Neger in der "klassischen", also der im europäisch-amerikanischen Sinne "seriösen" Musik zu beleuchten. Alle diese in elf ausführlichen Kapiteln dargebotenen Betrachtungen, die durch eingestreute Biographien der bedeutendsten Neger-Künstler und der weissen Musiker, die sich um die Verbreitung der afroamerikanischen Musik besonders verdient gemacht haben, belebt, durch ausführliche Bibliographie, Discographie und Filmographie ergänzt und durch eine Reihe gutgelungener spanischer Uebertragungen von Negerliedern vervollständigt werden, geben eine Ahnung von der Vielgesichtigkeit, dem Reichtum und der Kraft dieser Negermusik, die — das lehrt schon eine ganz oberflächliche Lektüre — aus der Entwicklung der modernen Musik — der "seriösen" Konzert- und Opernmusik wie der populären Gebrauchsmusik zu Kino, Café und Tanzsaal — nicht mehr fortzudenken ist.

Wäre an dem ganzen Nazigebrüll von der "volksverbundenen Kunst", die die einzig echte und achtunggebietende sei, auch nur ein Funken wahrer und ehrlicher Ueberzeugung, die Nazi-Musikgelehrten hätten sich auf das Gebiet der afroamerikanischen Musik stürzen müssen, denn eine "volks- und erdgebundenere" Kunst als diese Negermusik, die von den bedauernswerten schwarzen Sklaven aus Afrika nach Amerika gebracht und hier weiterentwickelt wurde, bis sie schliesslich zu Weltgeltung emporstieg, gibt es einfach nicht. Diese Musik stellt einen grossen und reichen Beitrag der Neger zur modernen Musikkultur dar, und wenn man auch nur ganz oberflächlich die Wirkung betrachtet, die diese Musik auf die wertvollsten Avantgarde-Erscheinungen der letzten 50 Jahre in der europäischen und amerikanischen Musik ausgeübt hat, so weiss man, dass dieser afroamerikanische Musikstrom nicht Vorübergehendes und ganz gewiss nichts "Schädliches" darstellt, sondern eine konstante Grösse ist, mit der bei aller zukünftigen Musikentwicklung zu rechnen sein wird.

Ja, die Betrachtung dieses Musikzweiges führt den nachdenklichen Leser schliesslich noch zu anderen, viel weiter gehenden Folgerungen und Schlüssen: eine Rasse, ein Volk, das in der Sklaverei und später unter dem lastenden Bewusstseinsdruck der "rassischen Minderwertigkeit" Derartiges geschaffen hat, stellt ein schweres Schuldkonto des "weissen Mannes" überhaupt dar. Einer der paar ganz reinen und grossen Menschen dieser Zeit, der heute siebzigjährige grosse Organist, Bachforscher und Theologe Albert Schweitzer, hat bekanntlich in vorgerücktem Alter noch Medizinstudien betrieben und abgeschlossen, um eines Tages seine Orgel, seine Bücher und seine Kanzel im Stich zu lassen und nach Aequatorial-Afrika zu ziehen, um "für seine eigene Person zumindest" das schwere, schwere Unrecht, das die Weissen den Schwarzen wieder und wieder angetan haben, durch die Eröffnung seines Tropen-Krankenhauses in Lambaréné zu sühnen, ein wenig von der Schuld des Europäers abzutragen, dessen stolzes "Kulturbewusstsein" dem armen Afrikaner durch Sklavenraub, durch das Gift des Alkohols, der venerischen Krankheiten und schliesslich durch die schändlichste und schamloseste, die unmenschlichste und unchristlichste, die barbarischste Raffgier eine solche Unmenge Leides ein Jahrhundert hin durch und länger zugefügt hat. —

Soll dieser Krieg, den wir durchleben, und der dem Vernehmen nach ja schliesslich auch zum Zweck der Zerstörung des hitleristischen Rassen-Hasses geführt wird, einen wirklichen menschheitsgeschichtlichen Sinn haben und soll damit das Morden dieser Jahre eine späte, notwendige Rechtfertigung erfahren, so müsste an seinem Ende auch eine neue und bessere Einstellung des "weissen Mannes" seinem farbigen Bruder gegenüber in aller Welt sich durchsetzen. Wer im Namen der Humanität, der Menschlichkeit also, gegen die Barbarei der Konzentrationslager, der Judenverfolgungen, der Menschenschinderei kämpft, der muss in seinem eigenen Heim, seinem eigenen Land, seinem eigenen Reich mit allen Diffamierungen "rassischer Art" Schluss machen, der muss einem Menschenschlag, der nicht zuletzt als Schöpfer der afroamerikanischen Musik seine Begabung, ja seine Genialität eindeutig bewiesen hat, den letzten Rest der Bedrückung und Beschränkung nehmen, um — endlich — Schweitzers Spuren folgend, damit beginnen zu können, die Schuld so vieler Generationen, ja so vieler Jahrhunderte in aller Welt abzutragen und zu kleinen Teilen wiedergutzumachen!

Autoritäten, die sich blamieren

Als Antoine Lavoisier die Luft in ihre Bestandteile zerlegt und dabei entdeckt hatte, dass diese hauptsächlich aus zwei Gasen, Sauerstoff und Stickstoff, besteht, also kein Element ist, rief diese Feststellung in Fachkreisen einen Sturm der Entrüstung hervor. Der Chemiker Baumé, Erfinder des Aräometers und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wetterte dagegen: „Die Elemente oder Grundbestandteile der Körper sind seit zweitausend Jahren von den Physikern aller Nationen anerkannt und festgestellt worden. Es ist daher nicht zulässig, sie jetzt in die Kategorie der zusammengesetzten Substanzen einzureihen. Man darf das neue Verfahren, Luft und Wasser in ihre Bestandteile zu zerlegen, ruhig als unsicher hinstellen. Ganz absurdes Geschwätz aber ist es, um nicht noch mehr zu sagen, die Existenz von Feuer und Erde als Elemente zu leugnen. Die den Elementen zugeschriebenen Eigenschaften stimmen mit den bis heute erreichten chemischen und physikalischen Kenntnissen überein; sie haben als Grundlage für eine Unmenge Entdeckungen und Theorien gedient, eine glänzender als die andere, und man würde diesen Lehren alle Glaubwürdigkeit nehmen, wenn Erde, Feuer, Luft und Wasser nicht mehr als Elemente gelten sollten."

Gassendi, einer der bedeutendsten Gelehrten des 17. Jahrhunderts, sah 1627 mit eigenen Augen am hellen Tage einen Meteor vom Himmel fallen, untersuchte den dreissig Kilo schweren Stein selbst und führte dieses Phänomen auf — ein unbekanntes Erdbeben zurück. Lavoisier aber schrieb auf einen anderen, genau beobachteten Meteorfall hin, bei dem man das Aufleuchten bemerkt, den Knall gehört, den herniederstürzenden Fremdkörper wahrgenommen und noch ganz glühend aufgefunden hatte, einen hochweisen Bericht an die Akademie der Wissenschaften, in dem er die angebliche Unmöglichkeit nachwies, dass Steine vom Himmel fallen.

Die Beobachtung des grossen Physikers Galvani, die ihm 1791 an Froschschenkeln gelang und in deren Verfolgung er den später nach ihm benannten Strom entdeckte, wurde fast allgemein mit ungeheurem Gelächter aufgenommen. Verzweifelt schrieb der Gelehrte hierüber im nächsten Jahre: "Ich werde von zwei verschiedenen Parteien angegriffen, von den Dummen und den Weisen. Den einen wie den andern bin ich ein Spott, und man nennt mich nurmehr den „Tanzmeister der Frösche". Trotzdem weiss ich, dass ich eine neue Naturkraft entdeckt habe."

Im Jahre 1781 veröffentlichte der Astronom Lalande ein Gutachten, in dem es u. a. hiess: „Es ist in jedem Sinne undenkbar, dass ein Mensch sich in die Luft erheben oder dort auch nur in Schwebe halten könnte. Die Unmöglichkeit, durch Flügelschläge aufzusteigen, ist ebenso sicher wie die Unmöglichkeit, die Erdenschwere mittels luftleerer Körper zu überwinden." Zwei Jahre später war der Luftballon erfunden.

Als die ersten Versuche mit der Eisenbahn unternommen wurden, behaupteten viele Ingenieure, dass die

Eine Kindheitserinnerung Giovanni Segantinis

Kindheitserlebnisse prägen sich tiefer in die Seele des Menschen ein und bestimmen oft in entscheidender Weise sein Wesen. Fast wäre man versucht, dem folgenden, an sich unscheinbaren Geschehnis eine gleichnishafte Bedeutung zuzumessen, die irgendwie im Zusammenhang stünde mit der Malkunst des reifen Segantini, der Brechung der Farben in ein Meer von kleinen Tupfen und Fetzen.

"Als meine Mutter gestorben war, beschloss mein Vater, sich mit mir in Mailand niederzulassen, wo ein Sohn und eine Tochter seiner ersten Frau lebten. Wir kamen aber in einem ungünstigen Moment dorthin, denn die Geschäfte meines Stiefbruders gingen schlecht. Er musste bald darauf seine kleine Parfümeriefabrik schliessen und einen guten Teil der Möbel verkaufen. Bald nachher reisten Vater und Sohn von Mailand weg und anvertrauten mich seiner Schwester. Und hier nahm mein persönliches Leben seinen Anfang, das abwechslungsweise gut und dann wieder elend, aber niemals eines ganz war, denn auch die Traurigkeit und der Schmerz machten mich nicht völlig unglücklich.

Ich war damals sechs Jahre alt und lebte mit der Stiefschwester im Dachstübchen eines Hauses an der Via San Simone. Die Schwester ging jeden Morgen frühzeitig weg, liess mir etwas zu essen da und kehrte erst beim Nachtwerden zurück. Auch die anderen Mieter im gleichen Dachstock bekam ich tagsüber niemals zu sehen.

Die beiden Mansarden, die wir bewohnten, hatten ganz oben zwei kleine Fenster, sodass ich nichts als den Himmel sehen konnte. Ich blieb deshalb nicht gern allein. Es überkamen mich oftmals Schauder einer unbestimmbaren Angst. Dann lief ich durch einen schmalen Gang hinaus, der mich auf den Treppenabsatz oder Vorplatz führte. Dort konnte ich durch ein quadratförmiges Fenster eine lange Reihe Dächer und einige Kirchtürme erblikken. Und unten war ein geschlossenes Höfchen, aber so tief, dass es aussah wie eine Zisterne. An jenem Gangfenster stand ich ganze Tage lang und während mehrerer Monate. Eine Zeitlang wartete ich immer auf den Vater, der mir gesagt hatte, er werde bald wiederkehren. Ich habe ihn jedoch nie mehr gesehen. Die beiden armen Auswanderer gingen zugrunde; man hat nie erfahren können, wie und wo.

Eines Tages, ich weiss nicht, wie es zugeht, kam ich in den Besitz einer ordentlichen Menge Papier. Ich glaube, es war ein Buch gewesen. Ich spielte ein wenig damit. Dann begann ich es in ganz kleine Stücke zu zerreissen, etwa so gross wie Schneeflocken. Jetzt kam mir ein Gedanke. Ich machte mich an das Fenster des Treppenhauses und fing an meine Papierschnitzel in den Hof hinunter zu werfen. Dieses Schauspiel gefiel mir. Die weissen Fetzchen tanzten und wirbelten durch die Luft, setzten sich weich auf die Aussersimse der Fenster und schwebten dann langsam und feierlich bis ganz hinunter auf die Pflastersteine, so vorsichtig, wie Leute, die Angst haben sich, beim Fallen weh zu tun.

Ich hatte mich mit diesem Spiel schon eine gute Weile unterhalten, als aus der Tiefe unten die donnernde Stimme eines zornig gewordenen Mannes hörbar wurde. Ich wusste zwar nicht genau, was er sagte, den ich konnte den Dialekt nicht verstehen. Aber aus dem Ton seiner Stimme konnte ich erraten, dass ihm mein Spiel offenbar nicht gefiel. Als es dann still wurde und ich dachte, er sei weggegangen, beeilte ich mich, meinen ganzen Vorrat an Papierschnitzeln hinunter zu werfen, und es war nicht wenig.

Und welch ein Zauber! Wie eine Menge Schneeflocken wirbelten sie durch die Luft und deckten für einen Augenblick das Höfchen zu. Ich lehnte mich näher ans Gesims, um mich an dem lieblichen Schauspiel zu ergötzen, begleitete die tanzende Papierwolke bis ans Ziel ihrer Reise, als ich plötzlich einen Mann erblickte, der mit einem Besen in den Händen im Hof unten stand und in meiner Richtung empor schaute. Sicherlich war er es gewesen, der kurz vorher gewettert hatte. Aber da er jetzt nichts mehr sagte und im Gegenteil im Begriff war, wegzugehen, schloss ich daraus, dass nicht ich die Ursache seines Zornes gewesen sei.

Mittlerweile ging auch da und dort ein Fenster gegen den Hof auf und ein Kopf kam zum Vorschein, um die Herkunft des Papierregens zu erfahren. Ich empfand daher eine gewisse Genugtuung, dass ich der Urheber des hübschen Schauspiels gewesen war.

Auf einmal spüre ich, wie eine eiserne Faust mich an der Hüfte packt, mich umkehrt, in die Höhe hebt und den Kopf zwischen zwei Beinen hängen lässt. Auf meine Hosen sausen starke Schläge nieder, gleichmässig und nicht etwa langsam. Als ich dann wieder auf die Füsse gestellt wurde, gewahrte ich, dass es der Mann mit dem Wischer war. Er scheute mich mit zwei schrecklichen Augen an, hob drohend die Hand auf, wie wenn er die tönende Strafe wiederholen würde, bis er sich plötzlich kehrte und schimpfend wegging. Ich erfuhr erst später, dass jener Teufel der Concierge des Hauses war.

Als dann die Schwester am Abend nach Hause kam, gab sie mir noch den Rest und machte mir klar, dass ich mich fortan nicht mehr auf dem Treppenvorplatz aufhalten dürfe. Und in der Tat schloss sie mich in die Wohnung ein und nahm den Schlüssel mit."

Der Ausbund

Die deutsche Sprache ist voller Bilder und Sinnbilder. Es sind ihrer so viele, dass uns ihre tiefere Bedeutung nur in den seltensten Fällen bewusst wird. Dass "Erfahrung" eigentlich die Frucht des Fahrens (des Reisens) in der Welt ist, — wer denkt noch daran? Wer oder was sich entwickelt, wickelt sich, sprachgeschichtlich betrachtet, aus einer bergenden oder hindernden Hülle heraus. (Noch bei Goethe — Iphigenie — ist dieser Zusammenhang klar, wenn es von Agamemnon heisst: ". . . . und da er wie von einem Netze sich ergebens zu entwickeln strebte, schlug Aegisth ihn, der Verräter.") Wer sich entsetzt, verlässt eigentlich vor Aufregung seinen Sitz, setzt sich weg: seine "Ruh ist hin."

In hundert, nein tausendfacher Gestalt umgibt uns tagtäglich die Sprachsymbolik. Mancher Ausdruck lebt sozusagen nur noch in der übertragenen sinnbildlichen Form weiter. "Abgedroschen" z. B. ist in unserer Vorstellungswelt etwa ein Vergleich eine sprachliche Wendung, die Redensart dagegen kaum noch — was doch das Nachtheigende sein sollte — eine Getreidegarbe. Bei "Rücksicht" denkt niemand mehr an das ursprüngliche "hinter sich, hinter seinen Rücken sehen".

Wohl kaum ein Wort hat sich weiter von der Gegenständlichkeit seiner Frühzeit entfernt als der "Ausbund". Man spricht von einem Ausbund von Tugend, von Gelehrsamkeit, von Schönheit usw. um einen besonders hohen Grad jener Eigenschaften anzudeuten. Doch auch für das schlichte Gegenteil greift der Volksmund zum Begriff "Ausbund": es gibt Ausbünde von Frechheit, Dummheit oder Faulheit.

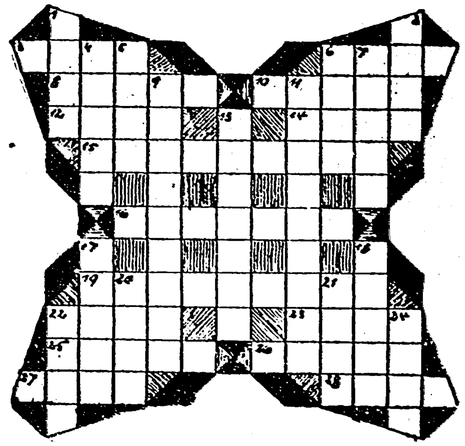
Welcher aufgeklärte Vorgang steckt hinter dem seltsamen Wort?

Im Mittelalter pflegte man auf Tuchballen und andere Warenpackungen ein Muster an gut sichtbarer Stelle aufzubinden, ähnlich wie der Kaufmann heute noch auf gewisse Warenpakete ein Schmuckstück befestigt, eine Gabel etwa, ein Messer, einen Knopf. Es versteht sich von selbst, dass diese ausgesen festgebundenen "Inhaltsangaben", "uzbunt" oder "überbunt" geheissen, nicht die schlechtesten Stücke waren.

Sehr früh ging der kräftige, anschauliche Begriff in den festen Bestand der deutschen Bildersprache ein. Es verwundert nicht allzu sehr, dass er in der anfänglichen konkreten Form kaum einen schriftlichen Niederschlag gefunden hat. Dagegen trieb der Wortstamm "Ausbund" seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine Reihe neuer Zweige. Aus dem Dingwort, das sowohl auf Menschen wie auf Tiere angewendet wurde — 1519 wird in einer Preisbestimmung für Metzger von einem gemästeten Ochsen, der ein Ausbund ist", gesprochen —, entwickelte sich eine adjektivische Bedeutung, "ausbunte Ma" z. B. ist ein ganz vortrefflicher Mann. Gotthelf braucht das Wort ausbündig: "Bei Weibervolk ist oft, wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig", meint er einmal bestätigend. Aehnlich sprach Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich, von einem "fürtrefflich ausbündigen exempel". Auch als Umstandswort tritt das Wort gelegentlich auf. In einem 1582 erschienenen Büchlein heisst es: "Der helfant (Elefant) ist ausbündig stark." Und Gottfried lässt einen sagen: "So ausbündich kann nicht mancher über alles Beschied geben."

Dann und wann wurde ausbündig zu "fürbündig", der Ausbund zu "Fürbund" ("für" im Sinne von "vor"). Der Zürcher Chronist Gerold Edlibach berichtet, 1473 sei "ein fürbundner guster win" gewachsen.

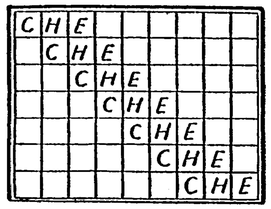
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 3. rumänische Münze, 6 Männername, 8. Unterkunft im Riesengebirge, 10 Provinz in Südafrika, 12 Fluss in Italien, 14 Vogel, 15 Nachname eines französischen Staatsmannes, 16 polnischer Edelmann, 19 Mädchenname, 22 europäisches Gebirge, 23 römischer Kaiser, 25 biblischer Ort, 26 nicht gerade, 27 altes Schriftzeichen, 28 Erzählungsart.

Senkrecht: 1. Stadt in Arabien, 2 salzhaltiges Wasser, 4 Wundmal, 5 Göttin, 6 Haushaltsplan, 7 Essgerät, 9 italienischer Bildhauer, 11 Festgenommener, 13 Raubvogel, 17 Herzscheitz, 18 Stadt am Po, 20 Küstenfluss in Oldenburg, 21 Staat am Rhein, 22 Fremdwort für Brauch, 24 Mädchenname.

Füllrätsel



Die leeren Felder sind mit den Buchstaben: a, a, b, c, c, e, e, e, e, f, f, g, g, h, i, i, i, i, k, k, l, l, l, l, n, o, r, r, r, r, r, r, s, s, s, s, s, t, t, u, u, u, derart auszufüllen, dass die waagerechten Reihen ergeben: 1 Stadt in Frankreich, 2 Art Lack, 3 Nachprüfung, 4. Erwerbszweig, 5 Ven, 6 Metzger, 7 Geschützpatrone.

Silbenrätsel

a — ard — art — ba — bin — bob — da — do — dü — e — e — e — ein — en — es — gal — gan — ges — go — hal — i — i — i — ir — is — kas — ko — land — laus — lent — lu — ma — me — mit — mo — mus — na — ni — nim — ral — re — rer — ro — rod — sa — sen — stu — ta — te — te — ten — tet — ve — wan — wand

Aus diesen 55 Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, eine unbestreitbare Wahrheit wiedergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Bemerkung, 2. russischer Männerrufname, 3. römischer Kaiser, 4. Einsiedler (Fremdwort), 5. Männername, 6. Staatenbund, 7. schottisches Geschlecht, 8. Evangelist, 9. lateinischer Zuruf, 10. ein schwerreicher Mann, 11. deutscher Maler, 12. mehrstimmiger kirchl. Gesang, 13. Teil von Grossbritannien, 14. angeborene Begabung, 15. Ich-Sucht (Fremdwort), 16. Vater des Königs David, 17. asiatischer Strom, 18. Edelstein (span.), 19. histor. Jäger, 20. männlicher Rufname, 21. Held in Knabenbüchern, 22. Unterhaltungsspiel.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel

Von oben nach unten: 1 Salut, 2 Brust, 3. Lift, 4 Maar, 6 Unke, 7 Rute, 10 Rappe, 12 Agnes, 16 Atem, 17 Plan, 18 Elend, 19 Berog, 20 Esel, 21 Rebe.

Von links nach rechts: 3 Lama, 5 Ruhr, 8 Alaun, 9 Frau, 11 Skat, 13 Start, 14 Tegel, 15 Kappe, 19 Beere, 22 Tell, 23 Esse, 24 Aehre, 25 Mann, 26 Elle.

Aus einem Familienbrief:

ausfüllt.

Lyrischer Liebhaber:

Hedwig, ewig

Rösselsprung

Edle Freundschaft nur verbindet
Seelen zu der schönsten Pflicht,
Und die Kränze, die sie windet,
Welken selbst am Grabe nicht.
Wenn auf himmlischem Gefieder
Unser Geist der Welt entschleicht
Und sein einziges Ziel erreicht,
Duften sie uns alle wieder
In der Jugend Vaterland.

(Selmar.)

Krieg und Liebe auf der chinesischen Bühne

VON NORBERT JACQUES

In dem dunklen Tor eines alten weitläufigen Hauses in Tschungking in der Provinz Szechuan standen, wenn wir in unseren Sänften vorbeigetragen wurden, jeden Vormittag einige chinesische junge Männer, die durch ihre Tracht wie ihr Aussehen sich deutlich von den Menschen ihrer Umgebung abzeichneten. Sie trugen die Haare lang und gepflegt unter einem hohen Köppchen aus schwarzem Samt oder aus Seide mit einem roten Köpfchen auf dem Gipfel. Ihre Kleider waren dunkel, von einem schlanken vortrefflichen Schnitt, und enghüftig und weich standen diese jungen Männer stets zu mehreren in dem verschmutzten Durchgang und hatten etwas mir Unerklärliches in ihren Blicken und ihrem Benehmen.

Ich fragte meinen Diener: „Wer sind diese Männer?"

„O Master, schlechte Menschen," antwortete er, dann lächelnd: „die Brüder des Birnengartens. Es sind die Schauspieler, die der Master gestern nacht in Da Wu Dau sah."

Gepackt schaute ich sie an, die Vermittler der wundersamen Erlebnisse dieser Nacht, aber sie blickten fremd beiseite und standen neugierig, ausrastend, zugleich ihre Körper zeigend, die Bereitwilligen für die Liebesspiele, die in China so sehr gesucht sind, nun des Tabus der Geistigkeit entkleidet, in das sie beim Spiel gestern abend vor mir in einem die Phantasie wehmachenden Märchenbrodem gehoben waren. Die chinesische Bühne kennt keine Ausstattung. Sie steht einzig und allein auf der Darstellungskraft des Schauspielers. Ja, nach unseren Begriffen wird sie während der Aufführungen fortwährend entweiht durch darüberlaufende Menschen, die entweder scheinbar überhaupt nichts mit dem Spiel zu tun haben oder den Darstellern mitten in die Aufführung zur Erfrischung Tee und heisse Tücher bringen. Im Hintergrund sitzt in Strassenkleidern die Kapelle, deren Leiter das Becken bedient, das mit einer gewaltsamen Feierlichkeit die Melodie beherrscht. Flöte, Geige, Kastagnetten, Gong, Zimbel sind die Instrumente, auf deren Zusammenspiel, nein Zusammenprall, das kein Adagio, kein Ritardando kennt, sondern nur die reine Körperlichkeit und den geraden, kräftigen Fluss der Melodie, sich die Menschenstimme des Schauspielers erhebt. Er singt im Falsett. Denn was er singt, hat mit dem Alltag nichts zu tun, und seine Stimme muss sich von ihm befreien, indem sie in eine ungewohnte Höhe und Lage sich erhebt, ein Märchenvogel wird, der der Kehle auf die Dauer der Stunden des Spiels entfliegt. Das ist gewiss der Sinn dieser Art zu singen, und das Singen ist sozusagen die Seele des chinesischen Theaters, da dieses aus dem Lied entstanden zu sein scheint und diese Bindung bis auf wenige Ausnahmen in den Küstenstädten beibehalten hat.

Aber auch der Schauspieler selber hat nichts mit der Wirklichkeit des Lebens zu tun. Streng voneinander abgegrenzt, in starre Formel geschmiedet, scheiden die einzelnen Fächer sich voneinander ab: Scheng, der Held, die Heldin, der alte Mann mit dem langen grauen Barte, Nantschau der Bösewicht, Nütschau die böse alte Sieben, Liufen der Akrobat, Weikie der Verräter und Intrigant. Diese Schauspieler gehörten, wie die des Mittelalters bei uns, einer untergeordneten Kaste an und der Stempel des Paria ging bis auf die Kindeskinder. Sein einziges Hilfsmittel beim Spiel ist das Gewand. In seiner heutigen Form geht es auf die Mingdynastie zurück, die vor rund drei Jahrhunderten herrschte. Es ist üppig, kostbar, von Farben und Feierlichkeit erbrausend. Die Requisiten der in den Zuschauerraum hineingebauten Bühne sind von grotesker Primitivität. Ein Stuhl stellt einen Tron, einen Felsen, eine Festungsmauer dar. Das Aendern des Schauplatzes wird dadurch bezeichnet, dass die Darsteller eine Weile rundum gehen. Doch kann ich nicht sagen, dass das der Illusionskraft auch nur im geringsten schadet.

Aus den Theaterabenden, die ich in den Städten Hunans und Szechuans erlebte, erzähle ich die Darstellung von zwei Stücken und versuche damit auch ein inneres Bild dieses Theaters zu geben:

Ein Mann erscheint auf der Bühne, grossmächtig, wunderbar gekleidet, mit einem Bart wie ein Stratuswolkenstreifen. Seine Masse war gewaltig und wie aus emaillierter Bronze. Sie erstickte alles, was Menschenfleisch an diesem Gesichte war. Die Gestalt ging feierlich breitspurig, zog die Knie eckig hoch und zog die Beiner schwer nieder, als sei sie eine Statue, zu Leben erwacht. Sie war ein Denkmal, das aus dem fremden Wald der chinesischen Mythologie herausgestiegen war, für einen Abend schweres Blut angenommen hatte und wie in einem anderen Bewusstsein an unserm Auge vorüberging.

Diesem Koloss folgte eine kleine verschmierte Dreckigkeit mit Russ im Gesicht, mit den Fetzen eines Mönchgewandes auf dem Leib — der chinesische Bühnentrottel — und spuckte das Denkmal an. Die Beine des Denkmales tanzten wie marmorne Winkel auseinander, der Bart flog in die Luft wie ein Ball und dann von Arm zu Arm nieder wie ein Wasserfall, die tote Maske versteinerte sich noch böser.

Das Denkmal war in Wut. Der Närrische sprang auf den Tisch. Andere kamen. Der trottelige Schmutzfink spuckte wieder gegen die Grossmächtigkeit... Und die Fabel war: der Grosse ist ein Mandarin, der Närrische ein Mönch. Der Mönch stellt sich verrückt, um dem Grossen die Wahrheit über sein sündhaftes Leben sagen zu können ... Das war alles.

...Eine Schar berittener Amazonen stürmt herein. Pferd und Mensch eins. Die Amazonen stecken in dem kleinen Pferd. Unten schauen ihre Beine heraus. Sie reiten zunächst Parade mit diesen prächtig gezäumten Steckenpferdchen. Ein artistisches Kunststück von eigenartigem Reiz. Die Rosse tummeln sich, widersetzen sich, bäumen sich auf, werden mit Mühe gebändigt und fügen sich in heissem Widerstreben. Ein General erscheint, nachdem die Amazonen hinausgewirbelt, in der schweren klassischen alten Uniform. Soldaten umgeben ihn. Alles singt und gebärdet sich. Waffen blitzen. Der Krieg beginnt. Aber es ringen immer nur zwei miteinander, ein Mann und eine Amazone. Sie heben langer Schwester, schwingen sie in den Händen, tanzen auf, zeichnen wilde Tollheiten in der Luft, wirbeln sie in den Händen wie Steine an einer Schnur, malen das Ornament der Tapferkeit, Lebensverachtung, Blutgier, der Raserei, des Erwürgens, des Greuels der Kriege in die rauchende Atmosphäre des Theatersaals. Tonzend umkreisen sich zugleich die Körper der Gegner, siegen, fallen, würgen, töten, rasen. Und tun das alles in einer hohen gebändigden Kunst.

So kommt Paar um Paar zum Kampf. Die Geigen schreien wie Kehlen, die, sich vor dem Ermordetwerden rettend, davonbrüllen wollen. Die Zuschauer springen erregt von ihren Plätzen, stampfen wild und pfeifen, und verzehren mit flammenden Organen alles, was die Bühne bietet. Dort wird das Umtanzen immer abenteuerlicher, die Schwerter rasen in immer wahnsinnigeren Figuren durch die Luft, die Sprünge werden immer erdenbefreiter. Einer dreht sich wie ein bergab sausendes Rad auf einer Hand und einem Bein und scheinbar auf der Nasenspitze herum... immer rascher, immer entfesselter. Er wird ein wirbelndes Etwas. Es schwindelt, zuzuschauen. Das ganze Theater rast, stampft, flucht, pfeift in geniessenden Wonnen.

Zum Schluss kämpft die Anführerin der Amazonen mit dem General. Sie ist schöner gekleidet als eine Blumenwiese im deutschen Märchen. Sie ist golden und blumig wie ein ganzer Sommergarten voll Sommerblumen. Die Amazonen werden besiegt. Das Feuer schiesst über die Bühne, äschert die Stadt ein und in seinem Rauch erscheinen die Götter den Kriegshelden. Diese werden von der Erde befreit und als Heroen ins Jenseits genommen. Das Spiel war eine Allegorie der Tapferkeit und Lebensverachtung im Dienst des Vaterlandes.

Stück reihte sich so an Stück, Abend für Abend, und oft begann es schon am frühen Nachmittag. Es ward mir zur Leidenschaft, mich den Rätseln dieser prunkvollen und primitiven, verworrenen und glasklaren, lärmenden und ergreifenden Kunst hinzugeben. Niemals in irgendeiner Kunstäusserung fand ich etwas so bis zur Grenze des geistig Möglichen in Stil umgewandelt. Hier sieht man den Zorn stilisiert, Schlauheit und Dummheit, die Hässlichkeit, die Liebe, Vaterlandsgefühl und Kraft, Mut und Tod... Aber alle Stilisierung ist irgendwie im Zusammenhang mit etwas Lebendigem geblieben, mit etwas der Kreatur Anhaftendem. Es scheint der Bewegungslinie schönster Tiere abgeschaut zu sein. So schüttelt sich, Nerv bis ins letzte, Federaug', der Pfau, der im Brunstzorn das Rad aufschlägt; der Hengst, der frei auf einer Wiese rast und sich in der Hand des Zähmers bändigt.

Ueberall sind die männlichen Darsteller der jungen Frauenrollen beim Publikum am beliebtesten und auch für unsere Phantasie am aufregendsten. Sie sind schmal und schön, von kostbaren Gewändern überflossen eine Kultur der reinen Lasterhaftigkeit im geistig Erotischen ist an ihnen. Sie sind von einer engschulterigen hüftenspielenden weiblichen Linie und weichen, vollkommenen Bewegungen, und doch liegt auf allem, was sie verrichten, ein letzter Unterschimmer männlicher Herbheit. Sie schaffen ein Zwischengeschlecht, dem die Phantasie anheimfällt. Wenn eine dieser Gestalten auf der Bühne erschien, schrie das ganze Theater sein wie erbost und in jäher Flamme des Eros hervorgestossenes: „Cha! Cha!" (du bist schön!)

Europäer pflegen in der Regel dies Theater zu belachen, weil es so fern dem Verismus ihrer Bühne ist. Sie hätten vielleicht recht, wenn es feststünde, dass ihr europäisches Theater etwas Primöres und endgültig Naturhaftes wäre. Ist es aber nicht möglich, dass der einmalige Zufall einer Genialität wie der Shakespeares das ganze europäische Theater in eine Bahn lenkte, in der es heute scheinbar von selber läuft? Ist es nicht vorstellbar, dass vor einer Aeone geistigen Lebens unser ganzes Theater von heute ein Irrtum ist, von dem grössere Zeiten den europäischen Geist wieder reinigen werden?

---

ihr, später hat sie es mir gestanden, meine Erklärungen ein.

"Im Himmel, meine liebe Toni", sagte sie, "wirst du viel erleben und viel sehen. Fremde Länder und Menschen, auch die Wilden aus Australien."

Toni nickte.

"Ich freue mich schon drauf. Aber", ihre schwache Stimme wurde stärker, "kommen S' bald nach, Frau Gräfin. Sonst wird mir zu bang nach Ihnen."

Tante Mathilde versprach es. Und sie hielt Wort. Im Frühling, um die Zeit, da Toni regelmässig zu kündigen pflegte, starb sie. Ihre letzten Gedanken, ihre letzten Worte, galten nicht den Verwandten, nicht einmal dem verstorbenen Onkel, den sie doch sehr geliebt hatte, sondern Toni.

"Jetzt seh ich die Toni bald wieder", sagte sie zu uns. Und fügte mit einem fast übermütigen Lächeln hinzu:

"Wird die eine Freud' haben! Ich möcht' nur wissen, ob es . . . ob es auch dort oben Kündigungen gibt."

Und dann verliess sie uns, um sich im Himmel die Antwort auf diese Frage zu holen.

In der überfüllten Strassenbahn

Lehmann steht eingezwängt auf der Plattform der Strassenbahn. Plötzlich fühlt er eine Hand in seiner Tasche und fasst nach seinem Portemonnaie: Er ergreift eine fremde Hand. Aergerlich ruft er: "Wollen Sie gefälligst Ihre Hand aus meiner Tasche nehmen!" "Nein, heraus mit Ihrer aus meiner Tasche!" ist die Antwort. "Hört mal!" ruft eine dritte Stimme dazwischen, "wenn ihr beiden Lümmel nicht sofort eure langfingrigen Flossen aus meiner Tasche nehmt, dann könnt ihr was erleben!"

His masters voice

Der Lokomotivführer hat sich einen Radioapparat gebastelt. Stolz führt er ihn nun einem Freunde vor. Da sagt dieser: "Ja, der ist dir ähnlich, der pfeift auf jeder Station genau wie du!"

EINE VIERTELSTUNDE LEBEN

VON WERNER BOCK

Seit vielen Jahren führt mich mein Weg zur Arbeitsstätte morgens um die achte Stunde durch die gleichen Strassen. Die Entfernung, die ich allmorgendlich zurücklege, beträgt in gewöhnlichem Schritt fünfzehn Minuten. Ich erinnere mich einiger Male, da ich die Strecke beinahe in der halben Zeit durchmass. Dann jagte mich irgendein Schicksal, in das ich verflochten war: Freude oder Schmerz gaben mir gleichermassen das raschere Tempo und bewiesen auch damit ihre innerste Verwandtschaft, an die ich längst glaubte.

Etwa in der Mitte meines Weges befindet sich ein Laden mit glitzernden Spiegelscheiben. Die Spiegel wurden in jenen ersten Wochen, als ich kaum in diese Stadt gekommen war, eingesetzt. Ich weiss noch, wie ich mein Bild in den Scheiben zum ersten Mal erblickte. Es war an einem klaren Wintertag, meine Backen waren rot von der Kälte, ich blies fröhlich den Dampf meines Atems in die Luft und strotzte vor Jugend. Ich musterte mich zufrieden mit einem Blick, wie ihn der Bauer für ein junges arbeitsstarkes Pferd hat: "Du wirst es schaffen, Freundchen!" Seitdem steht der Einstige hinter dem Heutigen und besieht sich mit erbarmungslos hellen Augen die Tragödie meines Alterns. Oft nahm ich mir vor, an den unerbittlichen Scheiben vorbeizugehen. Und doch halte ich vor ihnen immer wieder einen Augenblick inne, ich kann mich den gestrengen Prüfern nicht entziehen. Manchmal steht dann neben mir ein uralter kleiner Mann und beschaut mit kummervollem Ernst sein Spiegelbild. Seit Jahrzehnten kommt er mir ungefähr auf halbem Weg entgegen. Vor zwanzig Jahren waren seine schon damals verwitterten Gesichtszüge noch von einer martialischen Erstarrtheit gehalten. Der nach aufwärts gebürstete Schnurrbart war sicherlich hinter einem Amtsschalter gebleicht. Unter buschigen Brauen blitzten strenge Feldwebelaugen auf die längst in alle Winde zerstreute Kompagnie. Von Jahr zu Jahr hatte sich das straffe Antlitz mehr und mehr gelockert. Heute ist es in seiner Verwaschenheit geradezu wieder kindlich geworden. Auch sonst hat der Greis in seinem Wesen etwas Jungenhaftes. Seine runzelige Hand, klein wie die eines Zwölfjährigen, schwingt ein dünnes Stöckchen, im Munde trägt er fast immer ein Blatt, das er im morgendlichen Hain auflesen mag, ich weiss nicht, ob aus Spieltrieb oder aus dem Wunsch, irgendein Stückchen Natur in seine dumpfe Stube mit heimzubringen.

Da ist noch ein anderes Gesicht, dessen Wandlung sich seit Jahr und Tag auf meinem Frühgang beobachte. Es gehört einer Frau in mittleren Jahren, die immer einen Kinderwagen schiebt und von einer stets grösser werdenden Kinderschar begleitet wird. Ich habe diese Frau als junges Mädchen gekannt, als sie gertenschlank, bildhübsch und blitzsauber, jeder Zoll eine kleine Königin, denselben Weg ging. Damals war sie Verkäuferin in einem Juwelengeschäft, und ich habe manches kleine Schmuckstück aus ihrer Hand mit jener seltenen Freude erstanden, die uns ein gutes Lächeln aus heiteren Augen bereitet und aus dem Käufer einen Beschenkten macht. Dann hat sie irgendeinen kleinen Beamten geheiratet, eine Zeitlang entschwand sie mir, bis ich sie, etwas voller und beinahe noch hübscher geworden, als glückliche Mutter wiedersah. Seitdem hat der Kinderwagen, ohne den ich sie nicht mehr kenne, niemals länger als ein Jahr den jeweiligen kleinen Fahrgast befördert. Kaum halbwegs sicher auf den Beinen, muss er dem nächstfolgenden Sprössling Platz machen und trottet, so gut er eben kann, hinter der Mutter her. Schon ist aus der jungen Frau eine angehende Matrone geworden mit breiten Hüften und ausladender Brust, auf der Stirn und um die Lippen hat ein heimlicher Griffel gearbeitet, der einst so stolze, schwebende Gang ist schleppend und müde geworden. So oft ich der kleinen Karawane begegne, grüsse ich die Mutter lächelnd, und in dem Lächeln, das mich wiedergrüsst, liegt noch eine ganz leise Erinnerung an jene Zeit, da vor dem schlanken und knospenhaften Mädchen das Leben noch ebenso aufglitzerte wie die Steine, die sie damals vor mir ausbreitete.

Es ist wohl kein Zufall, dass wenige Schritte hinter der vielköpfigen Familie zumeist der Versicherungsagent mit seinem englischen Windhund folgt. Der unscheinbare hagere Mann weiss, dass sein Tier die unbegrenzte Hochachtung der Kinder besitzt und von ihnen an jedem neuen Morgen wie ein Fabelwesen angestaunt wird. Die ehrfürchtige Scheu, mit der die Kinder den feingliedrigen Hund betrachten, tut dem Herrn wohl wie jeder bewundernde Blick oder gar Ausruf, den die Vorübergehenden dem edlen Tier spenden. Der dürftig aussehende Besitzer war, wie man mir einmal erzählte, schon in jungen Jahren von wütendem Ehrgeiz beseelt, in höhere Kreise aufzurücken. Aber alle seine dahin zielenden Bemühungen schlugen fehl, die angestrebte Verbindung mit einer Tochter aus angesehenem Hause kam nicht zustande, ein mit grossen Hoffnungen begonnenes Geschäft nahm ein unrühmliches Ende, und kümmerlich schlägt er sich jetzt durchs Leben. Sein ganzer Stolz ist allein noch der adelige Hund, dessen Besitz ihn, wie er glaubt, aus der gewöhnlichen Menge heraushebt und dessen Würde und Haltung ihm selbst einen Schein von Vornehmheit und Gepflegtheit verleihen. Hochaufgerichtet, beinahe hochmütig schreitet er neben dem schmalen, hochgezüchteten Tier, das niemals bellt, einher und weidet seine kurzsichtigen Augen an dem wehenden Schweif und dem seidig gelockten Fell, das seine Hand manchmal liebkost, als einziges Stück einer ihm sonst verschlossen gebliebenen märchenhaften Welt.

Da hat es der Grundbuchbeamte, der einige hundert Meter hinter dem Versicherungsbeflissenen meinen Weg kreuzt, doch weiter gebracht. Auch er hält sich einen Hund, aber angesichts seiner stattlichen Figur, die eine sorgsame Kleidung noch ansehnlicher macht, ist die Dogge, die er an der Leine hält, nur Attribut. Oh, er ist nicht nur Eigentümer eines prächtigen Hundes und eines wohlgefüllten Kleiderschrankes! Schon vor geraumer Zeit hat er den Triumph ausgekostet, dass in eben dasselbe Grundbuch, dessen Führung ihm seit so manchem Jahre anvertraut ist, sein, jawohl, sein Name von eigener Hand eingetragen wurde. Das Gesetz befahl es also, denn er hatte seine Ersparnisse und eine Erbschaft in einem Mietshaus angelegt, dessen Parteien er mit der überlegenen Leutseligkeit eines Grossgrundbesitzers regiert. Indes fühlt er sich als Gebieter über ein weit ausgedehnteres Machtgebiet. Gibt es doch in Stadt und Land keinen Zoll Bodens, keinen Mauerstein, von dessen Zugehörigkeit er nicht aufs genaueste unterrichtet wäre! Misst sein Blick auf dem Weg zum Amt die Flucht der Strassen, so dünkt ihn manches hohe Dach schier zusammenbruchsreif unter der Last von Hypotheken, um die er allein weiss, manche makellose Fassade zerrissen von nur ihm bekannten Personen. Und der gleiche Blick gleitet beinahe herrisch an den Menschen herunter, die, sonst für kein Auge erkennbar, gleich Schnecken überallhin ihre Häuser mittragen, der eine ein leichteres, der andere ein schwereres, der eine ein helleres, der andere ein dunkleres, und die niemals frei sind von ihrem Gehäuse, ob sie sich auch noch so ledig gebärden.

Wahrscheinlich hat dieser Grundbuchbeamte mich aufgestachelt, dass auch ich allmorgendlich die Häuser, die meinen Weg säumen, wie gute Bekannte grüsse. Und so nehme ich Anteil an ihren Veränderungen und Wandlungen, an ihrer Erneuerung und ihrem Verfall. Die schlossartige Villa, die früher einmal in kühler Abgeschlossenheit inmitten peinlich geschorener Rasenflächen fror, ist mir heute beinahe vertraut, wenn ich ihren verarmten Besitzer beim Kehren der Gartenwege, beim Pflanzen und Jäten oder beim Anstreichen des Gitters sich abmühen sehe. Ich lächle über das Haus des Glasermeisters, an dem immer etwas verbessert und verschönt wird und das überflüssigerweise in jedem Frühjahr einen neuen Anstrich erhält, obwohl kein Fleckchen die funkelnden Wände trübt. Ich kenne die Sprache der Fenster und weiss, warum dieses zur bestimmten Stunde offen, jenes geschlossen ist. Tausendmal habe ich im Erker dort an der Ecke die winkende Offiziersfrau beobachtet, wenn ihr stämmiger Mann mit zufriedenem Lachen den Gruss erwidernd davonreitet. Sein frisches Gesicht scheint immer jung bleiben zu wollen, aber die Achselstücke verraten das Schreiten der Jahre. Der greise Gelehrte des Nachbarhauses ist immer eisgrau gewesen. Umrahmt von stummen Bücherreihen, schaut er meditierend über die Strasse in unsichtbare Fernen, vielleicht, dass das Getümmel des Forums oder ein schweigender Marmortempel an blauumsäumter Küste aufsteigt. Den Politiker, der wenige Schritte entfernt wohnt, habe ich niemals anders als vor der Haustüre stehend getroffen. Sommers und winters erwartet er barhäuptig voller Ungeduld den Briefträger, der ihm die tägliche Kost, aus Lob und Schmähung gewohntermassen gemischt, gleichmässig verabreicht.

Die Begegnung mit diesem unablässig dem Neuesten zugewandten Menschen lenkt regelmässig während der letzten Wegminuten meine geschärfte Aufmerksamkeit auf die vielfachen Zeichen der ruhelosen Gegenwart. Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, dass der gleiche brave Omnibuskutscher, der einstmals in behaglichem Trab sein vorsintflutliches Vehikel an mir vorüberführte, jetzt häufig am Steuer eines riesigen Autobus' auf der nämlichen Strasse vorbeirast. Der Arzt, der früher einmal ohne seinen gemächlichen Einspänner nicht zu denken war, der Fabrikherr, der — wie lange ist das her! — in seinem geruhig schaukelnden Landauer zum Kontor fuhr, sie sausen heute mit Dutzenden ungesehener Pferdekräfte und geheizten Mienen daher. Ueber mir durchfurcht ratternd das Morgenflugzeug den milchigen Himmel, nun brüllen, knirschen und rasseln um mich in zahllosen Schreien die Geister unserer Tage. Aber am Rand des Fussteigs spielen, unbekümmert um die Hölle ringsum, ein paar flachsblonde Kinder. Ich glaube, es war gestern, dass ich, eines von ihnen, mitspielte.

Lokomotiven unmöglich von der Stelle kommen könnten und ihre Räder sich immer nur um sich selbst drehen würden. Arago erklärte in der französischen Deputiertenkammer noch 1838, dass die Transportkosten in Frankreich, die sich damals auf 2.803.000 Francs jährlich beliefen, sich nach Ausbau des Schienennetzes bis auf 1.052.000 Francs vermindern dürften, das Land also durch den Verlust von zwei Dritteln dieser Einnahmen wirtschaftlich schwer geschädigt würde. Thiers aber meinte: „Ich gebe ja zu, dass die Eisenbahnen die Beförderung von Reisenden etwas erleichtern werden, wenn sie auf einige ganz kurze Linien in der Nähe grosser Städte wie Paris beschränkt bleiben. Man braucht keine weiten Strecken."

Als 1853 der Vorschlag gemacht wurde, ein Unterseekabel von Europa nach Amerika zu legen, schrieb einer der grössten Physiker der Zeit: „Ich kann diese Pläne nicht ernsthaft nehmen; die Theorie des elektrischen Stromes zeigt unwiderlegbar deutlich die Unmöglichkeit einer solchen Uebertragung, selbst wenn man nicht mit dem Strom rechnet, der sich von selbst auf einer so langen elektrischen Strecke bildet. Das einzige Mittel, die Alte und die Neue Welt miteinander zu verbinden, besteht darin, die Beringstrasse zu passieren, vorbei an den Faröerinseln, Island, Grönland und Labrador."

Parlamentarische Stilblüten

Die nachstehenden Ausprüche sind ohne Ausnahme echt. Sie stammen aus Verhandlungen des Zürcher Gemeinde- und Kantonsrates.

*

Ein abstinenter Kantonsrat: "Sie sind eine Gefahr geworden, diese Motorfahrzeuge in betrunkenen Zustand."

*

Ein Linkspolitiker: "Man kann nicht auf allen Vieren zu diesem System stehen."

*

iEn Bauer: "Da sieht man, wie der Haas im Pfeffer lauft!"

*

Ein Magistrat: "Wir müssen einmal an die Verdankelung der Bevölkerung denken."

*

Ein Freisinniger bei der Budgetdebatte: "Die öffentlichen Bedürfnisanstalten lassen Ausfälle erwarten!"

Ein Architekt: "Ich glaube nicht, dass ein Friedhof ein Vergnügungsobjekt ist".

*

Ein Professor: "Man sollte den Regierungsrat nicht aus dem Handgelenk heraus vergewaltigen!"

*

Ein Erneuerer: "Da hat man'st Da fahren sie plötzlich ein ins lauwarme Wasser der Demokratie und muten dem Volke noch zu, es zu trinken!"

*

Ein Arzt: "Wenn die Patienten jahrelang sich von gleichen Arzt behandeln lassen, denn gehen sie mit ihm durchs Feuer. Aber wenn sie gestorben sind, dann nicht mehr!"

*

Ein Linkspolitiker: "Irgendein Journalist hat den Herrn Gegner die Würmer aus der Nase gezogen und diese nicht richtig verarbeitet!"

SOMMERNACHT IN BUENOS AIRES / VON ADOLF VÖLLMER

Die Poesie der sinnlich-heiteren Genussfreudigkeit erstickte langsam unter dem grauen Staub der gleichbleibenden Tage; mit ihr die lebendige Dynamik der Körperfreude, die der Arbeit Schwung und Leichtigkeit gab. Die gesunde Freude am Tätigsein war nervöser Geschäftigkeit gewichen. Die Arbeit hatte ihn wieder in ihrem Joch. Er bemerkte es nicht; wie er sich auch der Leere in ihm nicht bewusst ward.

Umsichtig konzentrierte er sich auf die Abwicklung der Geschäfte. Die Arbeit war Hauptinhalt seiner Tage geworden. Keine Welle der Sehnsucht schlug begehrend an die Mauern des blauen Turmes seiner Gefühle; ihre Schwester, die Phantasie, lag darbend an der Kette der täglichen Pflicht.

In den Strassen brodelte die Sommerhitze. Das Thermometer schwankte seit fast zwei Wochen zwischen 32 und 40 Grad Celsius. Vom weisslichblauen Himmel strahlte Tag für Tag eine unerbittliche Sonne, deren flirrendes Licht die Augen schmerzte. Auf der Schattenseite der schmalen Strassen des Zentrum drängten sich die Menschen aneinander vorbei; resigniert oder hysterisch reizbar, je nach Temperament.

Wenn feucht-schwüler Wind die Stadt in ein Dampfbad verwandelt, haben es die Menschen schwer, ihr Tagewerk zu versehen. Die Hitze stockt im Körper und die Knochen scheinen eine weiche, plastische Masse zu sein. Das Wasser rinnt lau in die Badewanne und kann dem hitzegequälten Körper auch keine Erlösung bringen. Selbst eisgekühlte Getränke verlieren an solch schwülen Tagen ihren Reiz. Viele Menschen aber bringt der stetige Druck im Kopf schier zur Verzweiflung. Aspirin- und Bromtabletten werden fast lebenswichtiger als Essen und Trinken. Dieses Wetter macht auch die redseligste und widerstandsfähigste Gallega mundfaul wie einen Friesen. Wenn vom Englischen Turm am Retiro zwölf Schläge weithin durch die weiche Sommernacht hallen und die Quecksilbersäule steht immer noch auf 27 Grad, dann ist wieder einmal kein erquikkender Schlaf zu erhoffen. Unruhig wälzt sich der Schlafbedürftige auf seinem Lager, vergeblich eine kühle Stelle des Leintuches suchend. Die Hautnerven zucken und die Hitzepickeln jucken. Heiss und unbeweglich steht die Luft im Raum, obgleich alle Türen und Fenster weitgeöffnet sind. Ab und an weht ein schwacher Lufthauch — der aus einem glühenden Backofen zu kommen scheint — über den unbekleidet Daliegenden, der auch für die kleinste Luftbewegung dankbar ist. Dieser Nordwind ist trocken und hat trotz seines tausende Kilometer weiten Weges, — aus den Tiefen des Gran Chaco bis zum Steinmeer der Stadt Buenos Aires — nichts von seinem Gluthauch und seiner nervenaufpeitschenden Wirkung verloren. Heinrich Munzel ist unversehens vom stumpfsinnigen Vorsichhindösen in den Schlaf abgerutscht. Da schreckt er auf. Unten fährt eine Strassenbahn mit durchdringendem Gekreisch der eisernen Räder in die Nebenstrasse ein. Ulla, neben ihm — die noch kein Auge zugemacht hat, wie sie behauptet — tobt und wettert in drei Sprachen. Sie ist schwer zu ertragen bei Nordwind. Heinrich Munzel schweigt. Dann rafft er sich auf, um sich zehn Minuten lang in die gefüllte Badewanne zu legen. Im Fenster des Schlafzimmers lehnend, lässt er sich von der warmen Nachtluft trocknen. Das Fenster geht auf das Hinterhaus, kaum zehn Meter entfernt. Ueberall stehen die Fenster sperrangelweit offen.

Aus einer Wohnung unten tönt lautes Streiten; Türen knallen rücksichtslos. Rufe um Rufe werden laut. Ein Kind schreit. Jemand hat sein Radio unverschämt laut angestellt. Aus einem Zimmer im sechsten Stock scheint das schwache Licht einer abgedunkelten Nachtlampe. Die grüne Gardine hindert nicht den freien Blick ins Zimmer. Das ältere Ehepaar ist eben nach Hause gekommen. Der Mann sitzt auf dem Bettrand und zieht sich die Schuhe aus. Die Frau, recht beleibt, steht vor dem Spiegelschrank und ist eben dabei, sich von der drückenden Last des Korsetts zu befreien, als im Zimmer gegenüber Licht gemacht wird. Erschreckt flüchtet die Frau in den Hintergrund des Zimmers, während der Mann eilig die eiserne "Persiana" schliesst.

Heinrich Munzel gegenüber wohnt seit kurzem die Sängerin einer Jazzkapelle. Sie ist schon zu Hause. Nur mit einem dünnen Morgenrock bekleidet, den zusammenzuhalten sie sich kaum bemüht, sitzt sie am Tisch und putzt die Fingernägel. Sie bewohnt zwar nur ein kleines Zimmer in einem grossen Mietshaus, aber sie benimmt sich darin, als befände sie sich allein auf einer Insel im weiten Meer. Die neugierigen Blicke der Nachbarn übersieht sie. Jung und frisch, schlank und überaus appetitlich anzusehen, scheint sie auch von grosszügiger Geisteshaltung, denn sie bemüht sich nicht, die Schätze ihres anmutigen Körpers zu verbergen. Sie muss Licht und Luft sehr lieben, da sie ihr Bett direkt unter das Fenster zu rücken pflegt. Wenn Heinrich Munzel morgens aufsteht, sieht er sie friedlich schlafend im hellen Licht der Morgensonne. Von ihren Reizen bleibt ihm nicht viel zu ahnen übrig.

Trotz der vorgerückten Stunde finden nur wenige Menschen Schlaf in dieser heissen Nacht. Hier liegt ein Mann im Fenster und stiert in den schmalen Hof hinunter, in dem es nichts zu sehen gibt. Wenn er an seiner Zigarette zieht, fällt rötlicher Schein auf ein volles Gesicht mit buschigem Schnurrbart, wie ihn ältere Italiener noch tragen. Dort sitzt ein Ehepaar und unterhält sich mit halblauter Stimme. Aus irgendeinem der vielen dunklen Fenster ist das Liebesgestöhn einer Frau vernehmbar. Eine entrüstete Männerstimme wird laut: "Schweinerei, so was! Könnt ihr euch nicht besser benehmen?" Vielleicht ist das ein besorgter Familienvater oder ein einsamer, vergrämter Junggeselle. Eine freche Männerstimme aus einem anderen Stockwerk gesellt sich dazu und ruft unflätige Bemerkungen im Schutze der Dunkelheit. Aus der Küche des Restaurants, unten im Hause, steigt übelduftender Rauch nach oben. Man könnte glauben, sie hätten dort ein geheimes Krematorium.

Unerührt von allem, funkelt wie ein blitzendes Diadem am samtdunklen Nachthimmel das Heer der Sterne.

„HAUPTFACH PHILOSOPHIE" / VON HANS GERBER

Sapere aude (Horaz).

Die allgemeine Unsicherheit, die gegenwärtig den Geisteswissenschaften anhaftet, erfasst im besonderen auch die Philosophie. Sie hat als Universalwissenschaft nicht mehr die Autoritäten aufzuweisen, die früher auch den Einzelwissenschaftler in ihren Bann zogen. Vorwiegend auf die Vergangenheit gerichtet, konserviert sie ihren Wert durch die historische Betrachtung und Kritik, indem sie ihren Jüngern Methode und Masstab in die Hand drückt und sie heisst, Bedeutung und Situation ihrer geschichtlichen Vertreter zu erfassen. Bemühen wir uns, den Anteil der Philosophie an der Charakteristik und Deutung einer vergangenen Epoche festzulegen, müssen wir den Vorrang gleich wieder der Dichtung überlassen, die im künstlerischen, allgemeinen Ausdruck uns jene genannte Zeitperiode viel näher bringt. So greifen wir etwa zum Verständnis des deutschen Barocks zuerst zu den Schriften eines Opitz, Grimmelshausen oder Gryphius und erst in zweiter Linie, vielleicht zur Untermauerung und Vertiefung, zu denjenigen Jakob Boehmes. Wer würde sich weiter auf der Suche nach einer allumfassenden Formel für den Pantheismus vorzugsweise mit Spinoza beschäftigen, als kennte er die Möglichkeit nicht, dieselbe in "ästhetischem Gewande" bei Goethe zu finden?

Für die bessere Beurteilung eines Zeitalters nach geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten ist demnach der Philosophie keine erschöpfende Bedeutung beizumessen und das Studium ihrer Geschichte dadurch noch keineswegs allseitig gerechtfertigt.

Philosophie als Hilfsmittel zur Begriffsbestimmung: So unentbehrlich der Begriff von jeher zur gegenseitigen Verständigung besonders in der Wissenschaft war, schiebe ich ihm doch die Hauptschuld aller Missverständnisse in der Lösung von Problemen zu. Denn ist es nicht so, dass sogar Fachgelehrte, nachdem sie sich über einen Begriff geeinigt haben, ein jeder ihn doch wieder nach Nüancen verschieden handhabt, dass der eine jene kleine Ergänzung gerade noch als im Begriff enthalten versteht, was der andere gerade nicht mehr tut, dass zwei Diskutierende einen Begriff gebrauchen, den der eine stillschweigend nur a priori und der andere ebenso selbstverständlich nur a posteriori meint?

Solange Begriffe bestehen, so beharrlich wird sich dieses beschriebene Uebel einstellen, da es gewissermassen, wie mir scheint, zur Psychologie des Begriffs gehört.

Zwei gewiss nicht neue Forderungen lasse man mich zu diesem Misstand im "Begriffshaushalt" noch äussern:

a) Man stelle bei der Verwendung fest, in welchem Sinne man einen Begriff aufgefasst haben möchte, wenn dieser auch nur im entferntesten eine zweideutige Auslegung zulässt.

b) Man erkläre überhaupt alle, besonders die selbständig geprägten, fremdsprachigen Begriffe, wie es z. B. Professor Freud tut (bei den Freud-Schülern besteht keine Unsicherheit, was klar und scharf umrissen Narzissmus, Libido, Identifizierung besagen wollen) oder Schopenhauer, der sich mit dem Begriff, dessen er sich in seiner Abhandlung vorzüglich bedienen will, zuerst auseinandersetzt.

Mein Thema zielte ursprünglich hin auf die Frage nach dem Nutzen und der Berechtigung eines ausschliesslichen Philosophiestudiums von heute. — Michel de Montaigne, dieser "erheiternde Heiterkeit" auslösende Denker, um mit Nietzsches Attributen zu reden, hat in seinem köstlichen "bon sense" über die Beschäftigung mit der Philosophie Vorzügliches gesagt:

"Diejenigen, welche bis zur Philosophie gelangt sind, sagen, sie wohne in einer fruchtbaren lieblichen Ebene, von der aus sie zwar alle Dinge unter sich sieht, zu welcher man aber gleichwohl, wenn man die richtige Anweisung hat, durch schattige, von Blumenduft umwehte, leicht sich hebende, eben gebahnte Wege, wie die Wege am Gewölbe des Himmels, gelangen kann".

"Das Geschäft der Philosophie ist, die Stürme der Seele zu legen und Hunger und Fieber lachen zu lehren. Ein Kind, eben der Amme entnommen, kann die Sätze der Philosophie weit leichter begreifen als lesen lernen oder schreiben."

Montaigne verspricht sich also eine heilende Wirkung von der Philosophie. Dies kann aber nur geschehen, wenn die Philosophie wieder zugleich Lebensweisheit bedeutet, wieder ein allumspannendes Gebäude wird, in das die einzelnen Wissenschaften eingebettet sind, in dem diese grünen, wenn sie Allgemeinwissenschaft wird, von der man aufs Besondere geht und zuletzt von neuem zu ihr zurückkehrt. Die Philosophie sollte wieder Ausgangspunkt und Endziel des menschlichen Strebens werden, eine Quelle für die geistig Notleidenden, wie für die Erkenntnisfreudigen. Sie sollte wieder eine Sokratische Wissenschaft für das Volk, und unsere Philosophieprofessoren müssten wieder Volkshochschullehrer werden im ursprünglichsten Wortsinne, affektlose, beispielhafte Weise, vom Volke verehrt, zu deren Füssen sich die Schüler lagern.

Im absoluten Sinne aber, als Wissenschaft an sich, als Sonderwissenschaft, als nicht angewandte Lehre, ist die Philosophie vielleicht in der Gegenwart nicht mehr voll berechtigt. Zur Bestärkung meiner Behauptung führe ich die gegenwärtige Existenzialphilosophie z. B. eines Heidegger an, die in ihrer Ausfallthese, dass das "Nichts nichte", ihre verzweifelte Unsicherheit bekundet.

Ziehen wir das Fazit: Philosophie als Hauptfach ist zu verneinen oder — diese Konzession muss gemacht werden — nur noch durch vorzüglichste, über das höhere normative Mass begabte Geister zu betreiben. Jeder Student aber hätte zu Beginn seines Studiums mindestens zwei Semester Philosophie zu belegen. Vielleicht würde dann der nach Ortega y Gasset formulierten Gegenwartserscheinung des "Wissens ohne Gewissen, das zur Barbarei wird" gesteuert oder doch vorgebeugt, was füglich einen Fortschritt in der "Neubelebung des Geistes" bedeuten würde.

DIE KÜNDIGUNG

VON HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Ungefähr dreimal im Jahr wurden die verschiedenen Familienmitglieder von Tante Mathilde angerufen — in den Zeiten vor dem Telephon, so hiess es, habe sie einen Boten gesandt — mit dem Hilferuf: "Kommt sofort zu mir! Etwas Schreckliches ist passiert!"

Wir fanden uns bei ihr ein und trafen die alte Dame in Tränen an. Peterl, der weisse Spitz, sass wehmütig zu ihren Füssen, als trauere auch er: das ganze gemütliche Wohnzimmer strömte Beklemmung und Kummer aus.

Die älteren Familienmitglieder benahmen sich gefasst, waren beinahe heiter. Die jüngeren, neuangeheirateten hingegen pflegten zu erschrecken und Tante Mathilde mit angstvoller Teilnahme zu fragen:

"Um Gottes Willen, was ist geschehen? Bist du krank? Hast du schlechte Nachrichten bekommen? So sag doch schon, was los ist!"

Tante Mathilde hob die noch immer schönen, veilchenblauen Augen in Ermangelung eines Himmelszeltes zum Plafond, rang die schmalen, weissen Hände, die so rührend hilflos aussahen, seufzte ein paarmal tief und stiess dann mit erstickter Stimme hervor:

"Meine Toni hat gekündigt!"

Die jüngeren Familienmitglieder blickten sie fassungslos an. Das war wirklich eine Katastrophe. Was sollte Tante Mathilde ohne Toni anfangen, die seit vierzig Jahren bei ihr war, die für sie sorgte, sie pflegte, für sie dachte, denn, wie Toni sagte: "Die arme Frau Gräfin, was tät sie ohne mich? Sie ist ja, mit Verlaub, ich kann's nicht anders sagen, immer noch ein Tschapperl, das sich in dieser schlechten Welt nicht auskennt."

Seit vierzig Jahren waren die beiden Frauen unzertrennlich. Toni war zu Tante Mathilde gekommen, als diese geheiratet hatte. War bei ihr geblieben in bösen und guten Tagen. Hatte sie, als sie Witwe wurde, getröstet, hatte nur für die um fünf Jahre Aeltere gelebt. Tante Mathildes Heim ohne Toni! Nein, das war nicht auszudenken.

Tante Mathilde begann abermals zu weinen.

"Ich bin eine arme, alte Frau, und ich weiss gar nicht, was die Toni hat... Ich seh ihr doch jeden Wunsch an den Augen ab. Ich tu doch immer alles, was sie will. Und jetzt kündigt sie. Und in vierzehn Tagen werde ich allein und verlassen auf der Welt stehen."

Sie beugte sich nieder und streichelte Peterl:

"Ja, mein armes Hunderl, unsere Toni verlässt uns."

Onkel Casimir, Botschafter a. D., zwirbelte seinen ergrauten Schnurrbart, räusperte sich und meinte:

"Es wird schon nicht so arg sein, Mathilde. Du weisst doch, es ist nicht das erstemal. Ich werde mit der Toni sprechen."

"Um Gottes willen, Casimir", jammerte Tante Mathilde, "nur das nicht! Du bist Diplomat gewesen, wirst alles verpatzen."

"Wieso?" fragte Onkel Casimir etwas beleidigt.

"Ich lese in allen Memoiren", erwiderte Tante Mathilde, "ich weiss nicht warum, aber die Toni bringt mir immer nur Memoiren aus der Leihbibliothek, und ich würd' doch so gern einmal auch Liebesgeschichten lesen, also, ich les' in allen diesen faden Memoiren, dass an allem einzig und allein die Diplomaten schuld sind. Ich bitt' dich, red' nur du nicht mit der Toni."

"Lass mich mit ihr sprechen, Mathilde", bat Tante Bozena, "Schau, ich hab sie doch gekannt, wie sie noch ein ganz junges Mädel war. Auf mich wird sie hören."

"Sie hört auf niemand. Wenn sie nicht auf mich hört", Tante Mathildes Stimme klang pickiert, "wenn sie nicht auf mich hört, weshalb sollt' sie dann auf dich hören? Nein, diesmal ist es ernst. In vierzehn Tagen sind wir ganz allein, der Peterl und ich."

Sie klingelte, befahl Toni, die steif und mürrisch das Zimmer betrat, den Eiercognac zu bringen.

"Ich habe mich so aufgeregt", sagte sie betont und blickte Toni von der Seite an. "Mein Herz, mein armes Herz. Wenn es nicht besser wird, werd' ich um den Doktor schikken müssen."

Toni beachtete den Vorwurf nicht. Sie fragte kurz und unfreundlich: "Soll ich auch die Schokoladebusserl bringen?" und verliess, da Tante Mathilde mit ersterbender Stimme ein "Ja" hauchte, das Zimmer.

Später, nachdem wir pflichtschuldigst Eiercognac getrunken und Schokoladebusserln gegessen hatten, versuchten einige der jüngeren von uns mit Toni zu reden.

Vergeblich. Sie schüttelte den eisengrauen Kopf mit den langen, aufgesteckten Zöpfen, faltete über dem kleinen Bauch die Hände und meinte:

"Was zu viel ist, ist zu viel. Diesmal ist es mein heiliger Ernst. Nicht einmal der liebe Gott bringt mich davon ab. Die Frau Gräfin wird sehen, wie sie mit so einem neumodischen Mädel auskommt. In vierzehn Tagen bin ich nicht mehr da."

Aber wenn wir nach vierzehn Tagen zu Tante Mathilde kamen, um sie in ihrer Verlassenheit zu trösten (wir nahmen es den älteren Verwandten sehr übel, dass sie nicht zu allen Stellenvermittlungen liefen, wie wir, um einen Ersatz für Toni zu finden), trafen wir eine strahlende Tante Mathilde an, eine heitere, dienstbeflissene Toni, die von selbst den Eiercognac und die Schokoladebusserln hereinbrachte und einen vergnügt spielenden Peterl.

"Kündigung?" fragte Tante Mathilde ärgerlich. "Was fällt euch denn ein? Meine Toni geht doch von mir nicht fort. Ihr seid ja verrückt. Meine Toni, die seit vierzig Jahren bei mir ist. Also, auf was für Gedanken ihr kommt, wenn der Tag lang ist!"

Alles war in schönster Ordnung, und wir brauchten uns um die liebe, alte Dame keine Sorgen mehr zu machen, hatte sie doch ihre Toni.

Freilich wurden wir einige Monate später, früh morgens oder spät abends, einmal sogar um halb drei Uhr früh, von Tante Mathildes Anruf aufgeschreckt. "Kommt sofort zu mir. Etwas Schreckliches ist passiert!"

Und dann begann das ganze Spiel von neuem um abermals heiter und versöhnlich auszuklingen.

Bisweilen kündigte Toni viermal im Jahr, bestimmt aber zweimal: im Frühling und im Herbst. Allmählich gewöhnten auch die jüngeren Verwandten sich daran und lächelten nur, wenn sie aus dem Apparat Tante Mathildes verzweifelte Stimme hörten.

Einmal, ich glaube, es war anlässlich der siebzehnten Kündigung, die ich miterlebte, stellte ich Toni zur Rede.

"Sagen Sie, Toni", fragte ich, "warum tun Sie das eigentlich? Es regt die Tante auf, es regt Sie auf, und nachher bleibt ja doch alles beim Alten. Warum in aller Welt müssen Sie immer wieder kündigen?"

Sie überlegte. Seit der Kündigung waren bereits zehn Tage verflossen, und Toni liess wieder mit sich reden.

"Schaun S'", entgegnete sie, "genau kann ich's nicht erklären. Ich hab' ja die Frau Gräfin, die gute Seel, so viel lieb, ich könnt' ohne sie gar nicht mehr leben. Aber manchmal wird's mir ja doch fad. Vierzig Jahr in der Kalvarienberggasse, immer dieselbe Latern' vorm Haus, immer ein Peterl, auch wenn er nicht derselbe ist, dem ich, wenn's kotig ist, die Fusserl abwischen muss. Immer und ewig dasselbe. Und dann denk ich mir, wie's wohl wär, in der Grosstadt, oder in einem anderen Land, sogar bei den Wilden in Australien, na, und dann kündig' ich halt."

Nun begriff ich endlich, was Toni zu den Kündigungen trieb. Sie waren für sie die Reise in die Sommerfrische, der Winter im Süden. Waren die gefährlichen Expeditionen in ferne Länder, von denen sie nach vierzehn Tagen freudig in das sichere, wenngleich "fade" Heim zurückkehrte. Die Sehnsucht der jungen Toni — wie merkwürdig war der Gedanke, dass Toni so jung war — lebte in der alten weiter und liess sie nicht zur Ruhe kommen.

Ich versuchte, Tante Mathilde die Sache zu erklären, dachte, sie würde dann bei der nächsten Kündigung weniger erschrecken.

Aber die alte Dam wurde äusserst zornig.

"Ich bitt' dich", sagte sie, "hör mir mit deiner Psychoanalyse auf. Das ist eine unanständige, vulgäre Sache. Und du solltest dich schämen, überhaupt von so etwas zu wissen. Auch wenn du dich darauf kaprizierst, Bücher zu schreiben."

In mir aber erwachte der leise Verdacht, ob nicht auch Tante Mathilde ganz insgeheim, unbewusst, die Kündigungen genoss, die in ihr Leben etwas Dramatisches, Aufregendes brachten und sie für kurze Zeit zum Mittelpunkt des Familieninteresses machten.

An einem Oktobertag kündigte Toni wieder einmal, ich weiss nicht, zum wievielten Mal. Und eine Woche darauf erkrankte sie schwer.

Nun war Tante Mathilde wie verwandelt. Sie jammerte nicht, sie war plötzlich nicht mehr hilflos. Ihre Kinderhände verstanden es meisterhaft, die Kranke zu pflegen. Sie weinte nicht einmal, als der Arzt ihr schonend mitteilte, es gebe keine Hoffnung.

Lächelnd stand sie an Tonis Bett.

"In einer Woche bist du wieder gesund, meine gute Toni", sagte sie. "Und dann werden wir über die Kündigung reden."

Und die alte Dame brachte die Kraft auf, heiter zu bleiben.

Toni aber, wachsgelb im Gesicht, entsetzlich abgemagert und schwach, flüsterte:

"Meine liebe Frau Gräfin, diese Kündigung kann ich nimmer zurückziehen. Die hat leider der liebe Gott ernst genommen."

Tante Mathilde sah, dass Toni sich nicht belügen lasse. Was sollte sie ihr zum Trost sagen? Da fielen

Auf den Tod einer jungen Frau

Von *Paul Mayer*

Bist Du erloschen, wie ein Licht ausgeht,
Wie eine Kerze, die der Winterwind,
Ob sie auch strahlte, gnadenlos verweht?

Bist Du vergessen, wie die meisten sind,
Auf deren Grabstein leer ein Name steht,
Dem niemand, der ihn liest, Sinn abgewinnt?

Und birgt Dich wirklich nun das Dunkel, Dich?
War nicht das Helle stets Dein Element,
Dem alles Trübe, Feind des Lebens, wich?

Im Grabe sucht Dich nicht, wer sich bekennt
Zu Dir und Allem, was Dein Name sagt.
Wo dürfen wir Dich suchen, Freundin, sprich?

"Ihr findet mich, wo klar ein Morgen tagt,
Im Tau, in Sternen und im Falterflug
Und wo des Hirten Lied das Eine klagt,

Dass Schönheit früh und in sich selbst verbrennt.
Ihr findet mich in jedem Angesicht,
Aus dem die Gottheit durch den Menschen spricht.

Ihr findet mich im Traum, den einer träumt,
Der nichts von Sünde ahnt und mit Behag
Noch nicht die andern und sich selber schlug.

Ich bin in jedem Quell, der überschäumt,
Und der die Erde, unsre Erde tränkt,
In jeder Stimme bin ich, die bejaht.

In jeder Hand, die einem Armen schenkt.
Ich lebe Euch in jeder guten Tat.
Wer will, der findet mich — das ist genug."

(Aus dem "Aufbau", New York)